

2 DIE PHILIPPINEN – EINE „MIGRATIONSKULTUR“

Politische, sozio-ökonomische und kulturelle Aspekte zur Migrationsgeschichte der Philippinen.

Wer die Philippinen bereist, bewegt sich mit Bussen, Jeepneys¹ und vor allem mit Schiffen fort. Dies liegt nahe bei einem Land, das sich aus über 7.000 Inseln zusammensetzt. Seien es nun kleine Auslegerboote oder riesige Fährschiffe, schnelle Motorboote oder laut dröhnende, gemächlich dahintuckernde Fracht- und Passagierdampfer, die reisende Ethnologin hatte sich fast immer in völlig überladene Verkehrsmittel zu zwängen. Im Unterschied zu den ihr vertrauten übervollen U-Bahnen zur „rush hour“ in einer städtischen Metropole reist auf diesen Schiffen eine bunte, vielfältige Cargo mit: Koffer, Kisten, verschnürte Kartons, gefüllte, überquellende, mühsam verpackte Marktkörbe, grunzende Schweine, von ihren Besitzern liebevoll getätschelte Kampfhähne, Bananenbündel, Säcke mit Reis und Knollen, alles findet noch einen Platz. Die Reisende fühlt sich einer verwirrenden Mischung an visuellen, akustischen und olfaktorischen Eindrücken ausgesetzt: Verpackte Hifi-Anlagen konkurrieren mit dem intensiven Aroma der Durian-Frucht, Bauchladenverkäufer preisen lautstark letzte *pasalubongs* (Mitbringsel), Getränke und Barbecue an, Gesprächsfetzen in Englisch, Tagalog und anderen lokalen Sprachen²

-
- 1 Jeepneys sind „wie der Phönix aus der Asche“ (Wendt 1994: 59) aus den amerikanischen Armeejeeps hervorgegangen und stellen heute – leuchtend bunt und „pop-barockig“ umgebaut – ein wesentliches öffentliches Verkehrsmittel und Transportmittel dar. Mittlerweile sind sie auch Fokus folkloristischer Studien geworden (Menez 1996, Torres 1979). Mit ihren metaphorreichen Verzierungen – Kühlerhaube und Seiten sind mit Hahnenkampfszenen, Heiligenbildern, Pferden, ländlichen Idyllen, aber auch mit Sprüchen aus Soap Operas oder aus der Welt der Migration verziert – gelten sie als Symbol philippinischen Einfallreichtums, Improvisationstalentes und kultureller Identität. Sie heißen *Street Hero*, *Highway Star*, aber auch *Good Mother* und *Immaculate Conception* oder *Santo Nino* oder – mit Migrationsbezug – *Desert Storm*, *Anak ng Deserto* (Kind der Wüste) und dröhnen mit pulsierender, ohrenbetäubender Musik durch die Straßen.
 - 2 Die sprachliche Situation auf den Philippinen ist sehr komplex. Die philippinische Tieflandgesellschaft ist geographisch und linguistisch sehr fragmentiert. So soll es mehr als 100 gesprochene Sprachen geben, neun davon gelten als die vorherrschenden Sprachen und werden von 90% der Bevölkerung gesprochen: Tagalog, Cebuano, Ilocano, Hiligayon, Bicol, Waray, Pampango, Pangasinan und Marano. Pilipino, die Nationalsprache beruht vor allem auf dem Tagalog,

werden übertönt von Pop-Musik, Videofilmvorführungen (von Wrestling-Kämpfen bis Schönheitsschauen), Kindergeschrei und Hahnengekrähe. In diesem Teil der Welt, so begreift die Reisende sehr schnell, ist der Begriff Insel nicht notwendigerweise mit Abgeschlossenheit und Isoliertheit gleichzusetzen. Ganz im Gegenteil, das Land der vielen Inseln beeindruckt die reisende Ethnologin durch eine Dynamik und Mobilität, die bereits die ersten Gespräche, in die sie verwickelt wird, bestätigen: Saan galing kayo? Nasaan pupunta kayo? Where do you come from? Where are you going? So grüßen und fragen sich die in der übervollen Enge aneinandergerückten Passagiere nach ihrem Woher und Wohin und wenden sich dabei mit besonderer Aufmerksamkeit an die offensichtlich nicht-philippinische Reisende. Diese hat auf ein beliebtes Frage- und Antwortspiel zu reagieren: „No, it is not my first time in the Philippines!“ „No, I am no Missionary.“ „No, I am not in the Peace Corps. I am no American.“ „No, I am not engaged in business.“ „So, what is your mission?“ kommt spätestens an dieser Stelle die Frage nach dem Sinn der Reise. „I am an Anthropologist. Maybe I shall write a book about migration.“ Die Ethnologin wiederum erfährt bereits in ersten kurzen Reisegesprächen über die weltweite Vernetzung philippinischer Familien: „My Aunty is in Italy, my brother in Saudi, and my cousin in Taiwan.“ „The sister of my neighbour is married with a German, and their cousin, too.“ „My wife is in Singapur.“ „My niece is cultural dancer in Japan.“ Brüder und Schwestern leben und arbeiten in Singapur, Hongkong, Taiwan, Griechenland, Australien, Japan; Cousins und Cousinen, Onkel und Tanten sind in Amerika, Saudi, Europa (in Deutschland, Holland, Norwegen ...), Väter und Mütter halten sich in Canada, auf hoher See, in Hawaii auf, und sie erfährt von vielen „Caucasians“, die sich auf den Philippinen niedergelassen haben. Ferne und nahe Familienangehörige werden als „being abroad“ aufgezählt. Es drängt sich der Eindruck auf, als ob *jede* philippinische Familie über Familienmitglieder multinational vernetzt sei, eine Art globale Familie bilde.³

die Sprache der Hauptstadt und der benachbarten Provinzen. In den zentralen Inseln, wo von wesentlich mehr Menschen Cebuano und andere Visaya-Sprachen gesprochen werden, wird die staatlich verordnete Dominanz des Tagalog/Pilipino nicht akzeptiert. Häufig erlebte ich, dass sich die Menschen dort weigerten, mit mir Tagalog zu reden. Sie griffen eher auf das Englisch zurück, als die Sprache einer (höheren) Schulausbildung. In den 1980er Jahren konnten angeblich die Hälfte der Bevölkerung Pilipino sprechen. In vielen Regionen dominiert die lokale Sprache das tägliche Leben. Daher sind viele Filipinos mehrsprachig: sie sprechen die lokale Sprache im Alltag, Pilipino und Taglish als städtische *lingua franca* und Englisch in Wirtschaft, Regierung und Ausbildung (siehe auch die Fußnoten 17 und 26).

- 3 Zahlen von 1988 geben eine Vorstellung, für Ende der 1990er Jahre ist von einer starken Zunahme auszugehen: ca. 15% aller Familien erhalten Einkommen von „abroad“, was ca. 30% ihres Gesamteinkommens ausmacht (Abella 1991: 7, zit. nach Stalker 1994). Abella geht davon aus, dass „Übersee-Filipinos“ über 1 Billion US \$ jährlich ihren Angehörigen auf die Philippinen überweisen. (Offizielle Zahlen belaufen sich auf 910 Millionen US \$. Da viel Geld über informelle Ka-

Zahlen bestätigen erste Impressionen. Die Philippinen sind neben Mexiko die (zweit)größte Emigrations-Nation der Welt. Millionen von Filipinos und Filipinas leben in mehr oder weniger befristeten Aufenthalten nicht nur im westlichen Ausland, sondern – im Kontrast zu Mexiko, dessen Arbeitsmigration vor allem nach Nord-Amerika zielt – in der ganzen Welt zerstreut. Über 2 Millionen Filipinos und Filipinas arbeiten und leben als „Oversea Contract Worker“ (OCW) in über 130 Ländern der Welt. Ende der 1980er Jahre wurden 1,5 Millionen legale OCW registriert, man geht von weiteren mindestens 2 Millionen (und noch mehr) nicht registrierten Arbeitsmigranten aus. Aktuellere Schätzungen gehen von 6,5 Millionen philippinischen Migranten aus (Parreñas 2001: 1, Shinozaki 2003: 67f., Espiritu 2003)⁴, es gibt sogar Quellen, denen zufolge 10 Millionen Filipinos und Filipinas ihre philippinische Heimat verlassen haben (Drilling 1997: 27).

Migrationen sind für die Philippinen kein neues Phänomen. Filipinos werden gerne als (schon immer) mobile Menschen charakterisiert. So beschreibt der Ethnohistoriker Scott vor-koloniale, vor-spanische Filipinos als eine „vigorous and mobile population adjusting to every environment in the archipelago, creatively pondering local variations in response to resources, opportunities and culture contacts, able to trade and raid, feed and defend themselves“ (Scott 1992: 12). Und der philippinische Historiker Salazar befindet: „Our historical consciousness, indeed, is that of people constantly on the move across land and beyond“ (Salazar 1987: 466). Über viele Generationen hinweg sind die Menschen sowohl innerhalb des Archipels als auch nach Übersee („abroad“) migriert, um ihr Leben zu verbessern oder an neuen Möglichkeiten teilzuhaben.

Die begrenzten Möglichkeiten in bestimmten Regionen, das Arbeiten in und die Kolonisierung von innerphilippinischen Randgebieten, sowie die Abhängigkeit von saisonaler Plantagenarbeit z. B. auf den großen Zuckerplantagen weniger reicher Landbesitzer, als auch daraus erwachsenen globalen Marktverflechtungen, hat Generationen von philippinischen Arbeitern auf andere Inseln oder in andere Kontinente migrieren lassen und vermittelt die Er-

näle, über Verwandte, Freunde und andere „Schatten“-Kuriere übermittelt wird, kann man bis zu einer Verdreifachung der offiziellen Zahlen ausgehen (Abella 1989). In den letzten 20 Jahren ist die Zahl der Migranten enorm angestiegen. „The overall scale of this development can be seen in the fact that in 1995, remittances from overseas workers accounted for 25% of all Philippine exports“ (Markillie 1996: 7). Johnson erwähnt einen *survey*, dem zufolge 39% aller Befragten Verwandte hat, die im Ausland arbeiten. „Significantly, women account not only for some 70% of those reported to be working abroad but apparently also for a comparatively higher proportion of professional or skilled workers abroad“ (Johnson 1997: 81).

- 4 Bei diesen Zahlen handelt es sich „nur“ um ArbeitsmigrantInnen (OCW – Overseas Contract Worker) (Catholic Institute for International Relations 1987). Steinberg nennt schon allein über 2 Millionen Filipinos, die in den USA leben und somit die zweitgrößte *community* von Asian-Americans in den USA darstellen (Steinberg 1994: 42; vgl. auch Yukawa 1996: 1-35).

fahrung einer mobilen, wenig verwurzelten Gesellschaft (Larkin 1993). Wo Generationen von Migranten hin- und her-migrierten, hat sich Migration in ein kulturelles System eingewoben und als ein Kulturmuster etabliert.⁵ Interessant ist dabei der Gedanke, die Reisen der internationalen ArbeitsmigrantInnen als eine moderne säkulare Version alter religiöser Rituale in Südost-Asien zu deuten. Entsprechend religiöser Pilgerreisen, wo z.B. ein Schamane lange, metaphorische und symbolische Reisen unternimmt (Magos 1992), um Wissen, Erfahrung, spirituelle Begabung und Überlegenheit zu erlangen (Fox 1987), ist die Beschäftigung in Übersee als eine Art säkulare Pilgerschaft geschätzt auf der Suche nach ökonomischer Belohnung und Lebenserfahrung. Internationale Arbeitsmigration wird so als eine Reise der Vollendung gedacht, die bei erfolgreicher Bewältigung eine prestigevolle anerkannte Position verspricht (Aguilar 1996: 114ff.).⁶ Dabei begünstigt die soziale Einbettung in eigendynamische Netzwerke den Wettbewerb und Vergleich innerhalb der Familie und Gemeinde: Ansehen und Prestige erfolgreicher Vorbilder spornen gewiss zur Nachahmung an (Goss/Linquist 1995).

Die Tatsache, dass internationale Migration zu einem vitalen Lebensstil einer ganzen Nation gehört, steht als Ausgangspunkt (und Endpunkt) dieses Kapitels. Mit verschiedenen Argumentationssträngen, die historische, koloniale und postkoloniale, ökonomische und politische Aspekte in den Blick nehmen, möchte ich mich diesem Phänomen annähern und den makrostrukturellen Rahmen skizzieren, von dem die Heiratsmigrantinnen, die fokussierten Akteurinnen meiner Studie, geformt und geprägt sind. Meine Ausflüge in die phi-

-
- 5 Cahill nennt dieses Phänomen „migration mentality“, die zum Kern der philippinischen Kultur durchgesickert sei (Cahill 1990: 34f.). Die Erforschung möglicher Gründe einer solchen, im philippinischen Kontext sehr realen, Migrationsmentalität überlässt er zukünftiger Forschung. Das Stichwort „Culture of migration“ wurde mit ähnlichen Argumenten für karibische Gesellschaften und für Mexiko herausgearbeitet. Migration wurde, wenn auch nur kurzfristig, so etwas wie eine „rite de passage“, ein Weg, um die Welt kennen zulernen und an den gesammelten Erfahrungen zu reifen (vgl. z.B. Pessar 1991).
 - 6 Die Gedanken von dem philippinischen Anthropologen Aquilar zur Liminalität und Wiedererlangung einer neuen Identität bei der Arbeitsmigration als „rite de passage“ sind etwa folgendermaßen zusammengefasst: Obwohl sich die Migranten über die Herausforderungen der „journey of achievement“ bewusst sind, sind doch viele nicht auf die verbalen und manchmal auch körperlichen Demütigungen gefasst (vgl. auch Margold 1995: 275). Dabei wird die Würde und Menschlichkeit durch das Prisma der Nationalität wiederhergestellt, genauso wie sie durch das Prisma der Nationalität angegriffen wird. Stereotype Zuschreibungen geschehen aufgrund von ‘race’ und Nationalität (Filipinas sind sauber, Filipinas reden englisch, Filipinas sind hellhäutiger als andere, sie sind dumm, naiv, weil sie Filipinas sind). Identitätskrise und soziale Liminalität ist mit ihrem Philippinischsein untrennbar verbunden. Daher ist jegliche Verteidigung von Selbstwert, Würde und Ehre ebenfalls durch das Philippinischsein (Nationalität) mediatisiert. Die Lösung aus dieser doppelten Krise (doppelten Liminalität) führt zu einer Verstärkung der Identität als Filipina (Aquilar 1996: 113ff.).

lippinische Geschichte und Zeitgeschichte kreisen vor allem um die Frage nach philippinischer Identität. In Gesprächen charakterisieren sich Filipinos häufig als „very westernised“. Sie trügen spanische Namen, äßen chinesisches Essen, und schickten ihre Kinder auf amerikanische Schulen. Einige fassen philippinische Geschichte salopp witzelnd als „300 Jahre in einem spanischen Kloster, gefolgt von 50 Jahre Hollywood“ zusammen. Solche nicht nur ironisch gemeinten Selbstbeschreibungen gegenüber einer fremden weißen Besucherin reflektieren einen kulturellen Identitätsdiskurs, der auf den Philippinen durchaus widersprüchlich geführt wird.

Philippinische Geschichte und philippinische Identität rühmen sich eines gemischten (hybriden) Erbes, das sich aus einheimischen (vorkolonialen), spanischen (kolonialen) und amerikanischen (neokolonialen) Quellen und Einflüssen zusammensetzt. Nach dem philippinischen Historiker Renato Constantino äußere sich die starke kulturelle Prägung durch Spanien und die USA in einem deformierten und beschädigten Selbstwertgefühl der Filipinos, einer kolonialen Mentalität, die sich in ihre Seelen und Köpfe eingezeichnet hätte (Constantino 1969, 1978). Andere sprechen von einer gespaltenen nationalen Identität, einer kulturellen Schizophrenie, pendelnd zwischen dem Osten und dem Westen, zwischen konservativ und progressiv, zwischen pietistisch und expansiv (Sacerdoti 1984). Gerne wird auf die Erfahrungen der philippinischen Tieflandgesellschaften⁷ mit Bildern eines „layer-cakes“ (geschichteten Kuchens) rekurriert. Zweifellos ist diese Gesellschaft von einer vielfältigen kolonialen Geschichte geprägt. Die Frage nach einer *authentischen* philippinischen Kultur muss jedoch neu gestellt werden und kann sich nicht in polarisierenden Positionen erschöpfen, die dem „authentisch Philippinischen“ das „nichtauthentisch Andere“ gegenüberstellen. Fragen wie: Sind die Filipinos Opfer eines kulturellen Imperialismus? Haben sie ihre asiatischen Wurzeln vergessen? sollten erneuert und erweitert werden durch Fragen nach den kreativen, aktiven Anteilen der Aneignung, Indigenisierung und Verwerfung externer, westlicher Einflüsse. Der Facettenreichtum philippinischer Identitätskonstruktionen wird mit einem Identitätskonzept verstehbar, welches Identität als interaktiven, dynamischen Prozess begreift.

7 Ethnographie und Historiographie der Philippinen kontrastieren das Hochland vom Tiefland: Während die Hochlandbewohner auf koloniale Invasionen mit Rückzug und extremer Abgrenzung reagierten, traten die Tieflandbewohner in einen intensiven Austausch mit den Vertretern kolonialer Macht. Dieser Kontrast benennt charakteristische Unterschiede zwischen Hochland- und Tieflandgesellschaften, die die gesellschaftliche Wirklichkeit auf den Philippinen bis heute strukturiert und auseinanderdividiert. Obwohl die Tieflandbewohner die Berge – das Hochland – als einen wilden und furchteinflößenden Ort begreifen, sahen und sehen sie in ihnen auch eine ökonomische und politische Zufluchtsmöglichkeit. Auch die philippinische Tieflandgesellschaft reagierte mit verschiedenen Strategien zwischen wohlwollenden Austauschbeziehungen und Rückzug gegenüber kolonialen Machteinflüssen. Sie hatte ihre eigenen Bewegungen „up and down the mountains“, wie die verschiedensten Guerilla- und Widerstandsbewegungen belegen.

Mit diesen Überlegungen gliedert sich mein Vorgehen in diesem Kapitel in drei Haupt-Schritte:

1. Mit einer Metapher aus der philippinischen Küche nähere ich mich dem Stichwort „Mischkultur“ mit einigen theoretischen Überlegungen in Weiterführung meiner Positionierung in der Einleitung (*Menschen, Prozesse und Identitäten*) an.
2. Nicht nur die Speisekarte, sondern die gesamte Kultur der Philippinen war vielfältigen Einflüssen ausgesetzt. In einem weiteren Schritt sollen daher einige Schlaglichter auf diese historischen Präsenzen⁸ und Bezüge geworfen werden (*Historische Grenzen und Grenzüberschreitungen*). Die verschiedenen Etappen der kolonialen und neokolonialen Geschichte werden nicht unbedingt im selben Umfang referiert, zum Teil handle ich sie nacheinander ab, auch wenn sich die jeweiligen „Vergegenwärtigungen“ de facto überschneiden. Die enorme historische Bedeutung der chinesisch mestizischen Minderheit schien mir besonders erwähnenswert (*Chinesen als Filipinos*), ebenso wie mir ein anschließender Exkurs zum Mestizentum sinnvoll scheint. Dies umso mehr, da viele meiner Gesprächspartnerinnen in ihren Gesprächen darauf Bezug nahmen.
3. In einem dritten Schritt schließlich wird die neo- und postkoloniale Geschichte entlang der Arbeitsmigrationsverläufe geordnet (*Globale Themen und lokale Muster*). Arbeitsmigrationen fanden – wenn auch nicht so extensiv wie in der Nachkriegsära – bereits in der kolonialen Ära statt. Diese Überschneidungen gilt es bei meiner sukzessiven Darstellung im Blick zu behalten.

Menschen, Prozesse und Identitäten

Philippinische Menschen und philippinische Kultur sind nicht nur durch eine hohe Mobilitätsfreudigkeit zu charakterisieren, sondern auch durch eine ausgeprägte Bereitschaft, Fremdes wahrzunehmen, aufzugreifen, wertzuschätzen und es sich imitierend, transformierend ‚einzuverleben‘. Tatsächlich ist der Rekurs auf die philippinische Küche sehr beliebt und weit verbreitet, um die verschiedenen kulturellen Quellen und Wege philippinischer Geschichte und Identität zu entschlüsseln.⁹

8 Ich verwende den Begriff nach Stuart Hall, der die Metapher „Présence Africaine“ eines Aimée Césaire’s und eines Leopold Senghors entliehen hat, um die verschiedenen historischen kulturellen „Vergegenwärtigungen“ zu benennen, die die Komplexität kollektiver karibischer Identität konstituieren (Hall 1990).

9 Vgl. z. B. Fernandez 1994 (darin Kapt. IV. „Food in Philippine History“, S. 183ff.). Philippinische „Foodways“ sind nicht leicht nachzuzeichnen und reflektieren deutlich philippinische Geschichte. „The foreign influences being indigenized into a changing culture. An exploration of these patterns will obviously provide a key to the understanding of national identity [...]“ (ibid. S. 220). Die



Abbildung 3: Straßenverkäuferin beim Mischen von *Halo-Halo*

Ein besonders treffendes Bild charakteristischer zentraler Facetten philippinischer Kultur liefert eine Art philippinischer Eisbecher, *Halo-Halo* (Mischmasch) (vgl. auch Wendt 1994). Zu den Zutaten gehören kleingeschnittene Früchte wie Mango, Banane, Papaya, das Fleisch der jungen Kokosnuss, dazu kommen in Sirup gekochte Bohnen, gewürfeltes Wurzelgemüse wie *Kamote* (Süßkartoffel) oder lilafarbene *Ubi* (eine Yamsart) und Sagokügelchen. Das

Autorin nimmt die Leser mit auf eine kulinarische Reise malayischer, indisch-arabischer, chinesischer, mexikanisch-spanischer und amerikanischer Couleurs: Dem Grundstock einheimisch-malaiischer Gerichte wie *sinigang* (gesäuerte Suppe mit Fleisch- oder Fischeinlage) oder *sumam* (in Bananenblätter gedünsteter glutinierter Reis) fügten die Spanier eine Reihe von Gerichten zu, ohne die die philippinische Küche nicht mehr existieren könnte wie etwa *adobo* (ein Gericht aus Fleisch, Fisch oder Gemüse gekocht), *embutido* (Schweinefleischpaste) oder *leche flan* (Karamelpudding), und die Chinesen steuerten z.B. die unverzichtbaren *pansit* (Nudelgericht) oder *lechon* (knuspriges Spanferkel) bei. Von den Amerikanern kamen ohne Zweifel die Steaks, MacDonalds und Kentucky Fried Chicken. Selbst *Spaghetti* (mit süßen Würstchen und sparsamem Ketchup zubereitet) und seit neuestem *Shawarma* (so etwas wie Gyros) haben ihre unverwechselbare Philippinisierung erfahren.

ganze wird mit geraspeltem Eis vermengt und mit gesüßter Dosenmilch übergossen. Nur die *Gesamtheit* dieser Zutaten, wobei Eis und gesüßte Dosenmilch eindeutig die modernen Einflüsse repräsentieren, macht diese unverwechselbare philippinische Mischung aus.

Die Philippinen (genauso wie die Speisekarte) als ein *Produkt* kolonialer Mächte zu beschreiben, impliziert eine Geschichtsauffassung, der zufolge philippinische Kultur und Gesellschaft sich hauptsächlich aufgrund äußerer Einwirkungen herausgebildet hat. *Halo-Halo* hingegen liefert mir ein Bild kultureller Identität, in der die Prägungen kolonialer Mächte zweifellos wahrgenommen werden. Allerdings spielen philippinische Menschen dabei nicht nur die Rolle passiver Opfer einer über sie hinwegrollenden und gleichzeitig sich machtvoll einschreibenden Geschichte, sondern sie sind Akteure in einem dynamischen Prozess, der die Mischkultur hervorbrachte.

Eine neuere kulinarische Metapher philippinischer Identitätskonstruktion sei an dieser Stelle hinzugefügt. Es handelt sich dabei um ein Fleischgericht aus dem Mittleren Osten, *shawarma*, das den philippinischen Geschmack seit Mitte der 1990er Jahre im Sturm erobert hat. Zurückkehrende Arbeitsmigranten aus den arabischen Golfstaaten („Saudi“ – so die philippinische Abkürzung) – haben die Realität ihres erfolgreichen Übersee-Aufenthaltes mit der Errichtung zahlreicher neuer *shawarma*-Imbissbuden unübersehbar markiert, und die philippinische Öffentlichkeit hat darauf enthusiastisch reagiert. Dies ist umso bemerkenswerter, als der philippinische Geschmack bisher dafür bekannt war, *nicht* „hot and spicy“ zu essen. Ebenso begeistert klingt die bedenkenswerte Interpretation eines philippinischen Intellektuellen:

„In the guise of international labor migrants, ordinary men and women have built from the bottom up a new internationalist perspective, the *shawarma* even transforming the OCW (*Oversea Contract Worker, A.L.*) into an icon of authenticity in the Filipino’s globalized world“ (Aguilar 1996: 112, Hervorhebungen A.L.).

Einige philippinische Historiker kritisieren solche Studien über die Kolonialzeit heftig, die philippinische Geschichte nur auf die Macht äußerer Einflüsse reduzieren, indem sie entweder nur die Christianisierung eines unterworfenen Volkes betonen, oder die Hispanisierung von indigenen Kulturen beschreiben. Eine derartige Betrachtungsweise betone irrtümlicherweise die Passivität einer lokalen Kultur und bewerte die äußeren kulturformenden Elemente zu stark (z.B. Rafael 1988, Iletto 1979). Nur bei oberflächlicher Betrachtung ließen sich die Philippinen als bizarre Kopie Spaniens oder der U.S.A. beschreiben. Ohne die gewalttätigen und destruktiven Aspekte kolonialer Geschichte beschönigen zu wollen, sieht sich eine Ethnologie und Sozialgeschichte des philippinischen Tieflandes durch die Analyse indigener Übersetzungsleistungen herausgefordert (vgl. Canell 1999: 5ff., siehe auch weiter unten).

Kulturelle philippinische Identität, so sollte bisher deutlich geworden sein, wird *nicht* als eine fixierbare Essenz begriffen, die nur in einem quasi archäologischen Verfahren ausgegraben und freigelegt werden muss, um dann als „wahrer Ursprung“ einen sicheren Fixier- und Bezugsrahmen zur Verfügung

zu stellen.¹⁰ Meine Ausführungen folgen vielmehr der Idee, Identitäts-Produktion als einen Prozess zu betrachten, als eine fortwährende Wiedererzählung von Geschichtsverläufen.¹¹ Dieser Prozess ist nie vollendet und konstituiert sich immer innerhalb der jeweiligen Repräsentationen. Kulturelle Identität ist also positioniert, steht immer in einem Kontext (zeitlich und örtlich, bezüglich der Vergangenheit und bezüglich der Zukunft), „it is a matter of ‚becoming‘ as well of ‚being‘“ (Hall 1990: 225).

„It belongs to the future as much as to the past. It is not something, which already exists, transcending place, time, history and culture. Cultural identities come from somewhere, have histories. But, like everything which is historical, they undergo constant transformation. Far from being eternally fixed in some essentialised past, they are subject to the continuous ‚play‘ of history, culture and power. Far from being grounded in a mere ‚recovery‘ of the past, which is waiting to be found, and which, when found, will secure our sense of ourselves into eternity, identities are the names we give to the different ways we are positioned by, and position ourselves within, the narratives of the past“ (Hall 1990: 225).

Mit einem prozessualen, positionierten Identitätskonzept werden sowohl Gleichartigkeit als auch signifikante und tiefgreifende Unterschiede anerkannt. Diskontinuitäten und Brüche, die eine philippinische Identität konstituieren, und die der Idee einer gemeinsamen Erfahrung widersprechen, können heuristisch wahrgenommen werden. Hall spricht von zwei Achsen oder Vek-

10 Wenn intellektuelle philippinische Nationalisten in den politisch bewegten Jahren der 1980er fast verzweifelt nach ihren „wahren“ philippinischen vorkolonialen Wurzeln suchten, in deren Verlauf sie u.a. die philippinische Minderheitenkulturen wiederentdeckten und folklorisierten, so lag diesen essentialisierenden Identitätsstrategien das verständliche Bedürfnis zugrunde, sich gegen neokoloniale und imperiale Zugriffe mit einer gemeinsam geteilten kulturellen Identität, mit dem wahren eigenen Selbst zu behaupten (vgl. z.B. Ignacio 1998). Eine derart gemeinsame Identität ist als eine Einheit gedacht, die für *eine* gemeinsam geteilte Geschichte, für gemeinsame Ahnen, als gemeinsame Quelle jenseits der Unterschiede steht. Dieser Akt einer „imaginären Wiedervereinigung“ (imaginary reunification – Hall 1990: 224) ist ohne Zweifel von Bedeutung in einem Kampf gegen hegemoniale Vereinnahmung.

Franz Fanon nennt die Wiederentdeckung einer „essentiellen“ Identität in postkolonialen Gesellschaften eine leidenschaftliche, ja besessene Suche „[genährt und geleitet] von der geheimen Hoffnung, jenseits der gegenwärtigen Misere, dieser Selbstverachtung, dieser Abdankung und Selbstverleugnung, eine schöne und leuchtende Ära zu finden, die uns sowohl vor uns selbst als auch vor den anderen rehabilitiert“ (Fanon 1981: 178).

11 Hall (1990: 226) spricht von „histories“, „and histories have their real, material and symbolic effect. [...] Cultural identity is not a fixed essence at all, lying outside history and culture. It is not some universal and transcendental spirit inside us on which history has made no fundamental mark. It is not once-and-for-all. It is not a fixed origin to which we can make some final and absolute return. [...] Of course it is not a mere phantasm either. It is *something* – not a mere trick of the imagination“ (ibid).

toren, die gleichzeitig wirksam sind: Der Vektor der „similarity and continuity“ und der Vektor der „difference and rupture“ (S. 226). Die dialogische Beziehung dieser beiden Achsen macht das Nachdenken über kulturelle Identität aus. Die eine Achse der Ähnlichkeit und Kontinuität gibt Begründung in und Kontinuität mit der Vergangenheit, die andere erinnert, dass gerade die Erfahrung einer tiefgreifenden Diskontinuität eine gemeinsame Erfahrung ist.

Ähnlich wie Hall für karibische Identitäten argumentiert, wo Sklaverei, Umsiedelungen, Deportationen, Kolonisierung und Migration die gemeinsamen „entwurzelten“ Erfahrungen von Menschen ausmachen¹², können Larkins Ausführungen zur philippinischen Tieflandgesellschaft gelesen werden, der diese vor allem durch (Binnen-)Migrationen charakterisiert sieht. Gerade durch Migrationen wurde der heterogenen philippinischen Kultur ein gemeinsamer Erfahrungshintergrund mitgegeben, der sich homogenisierend auswirkte. Doch trotz dieser Homogenisierung bleiben Geburtsort, Sprache bzw. Dialekt und Familienhintergrund deutlich trennende Elemente (Larkin 1972, 1993; vgl. auch Steinberg 1994: 40f.).

Differenz und Kontinuität, das sind die Elemente, die fast widersprüchlich schockierend in ihrer Doppelheit existieren. So gibt es eine gemeinsame Geschichte der Kolonisation und Transportation, die tiefgreifend geprägt und geformt, aber dennoch keine Einheitlichkeit hergestellt hat, denn es war metaphorisch wie auch wörtlich eine Übersetzung (Hall 1990: 228).¹³

Um diese Differenz zu erfassen, die eben keine reine „otherness“ ist, greift Hall auf Derridas Ausführungen und seine Vorstellung von ‚différance‘ zurück. Derrida – der durch den Linguisten de Saussure und den sogenannten „linguistic turn“ beeinflusst wurde – geht davon aus, dass Bedeutung (*meaning*) über die Doppelstrategien von Verschiedenheit (*to differ*) und Verschiebung (*to defer*) erzeugt wird. Genauso wie Wort-Bedeutungen in Beziehungen der Ähnlichkeit und der Differenz entstehen, die Worte zu anderen Worten innerhalb des sprachlichen Codes haben, wird auch Identität – Ich – in Relation zum ‚anderen‘ (beispielsweise psychoanalytisch gesehen zur Mutter, die ich nicht sein kann) gesehen. Genauso wie Worte vielfache Echos transportieren, lässt sich auch eine Identität nicht endgültig fixieren. Für Derrida kann es keine festgelegten Signifikate (Begriffe, Bedeutungen) geben, und die Signifikanten (Laut- und Schriftbilder), die ihre Identität nur aus der Verschiedenheit voneinander beziehen, sind einem endlosen Verschiebungsprozess unterworfen. Bedeutung ist instabil, immer gibt es ergänzende Bedeutungen. Und

12 „The paradox is that it was the uprooting of slavery and transportation and the insertion into the plantation economy (as well as the symbolic economy) of the Western world that ‘unified’ these peoples across their differences, in the same moment as it cut them off from direct access to their past“ (Hall 1990: 227).

13 Vgl. hierzu auch Rafael 1988, der in seiner Studie die Übersetzung christlicher spanischer Texte ins Tagalog als eine sowohl wörtliche als auch metaphorische „Translation“ versteht. Analog zu Halls Feststellung, Martinique sei beides: Es *ist* und es *ist nicht* französisch, ließe sich ausrufen: die Philippinen sind und sind nicht spanisch, sie sind und sind nicht amerikanisch.

jedes weitere Bemühen, beständige Worte zu schaffen, bringt neue Bedeutungen hervor und untergräbt die vorangegangenen Fixierungsversuche. Bedeutungen (meaning and representation) sind nie unveränderlich und vollendet, sondern werden in jeweiligen Kontexten in Frage gestellt und neu bestimmt, stehen ständig neuen Lesarten und Interpretationen offen.¹⁴ Kulturelle Handlungsmuster behalten ihre Bezeichnung und ihre äußere Form, ihre jeweilige Bedeutung und ihr Sinn für die Akteure können hingegen im historischen Kontext spezifisch umgedeutet werden.

Eine so verstandene Differenz ist eng verknüpft mit dem Begriff der Ambivalenz, den Homi Bhabha in die (post-)koloniale Diskurs-Theorie eingeführt hat (Bhabha 1994, vgl. Ashcroft u.a. 1998). Sein Konzept der Ambivalenz umschreibt die komplexe Mischung von Attraktion und Abstoßung, die die Beziehung zwischen Kolonisator und Kolonisierten charakterisiert. Das Verhältnis ist deswegen ambivalent, weil das kolonisierte Subjekt sich niemals einfach und vollständig dem Kolonisator widersetzt. Ambivalenz heißt, dass Komplizentum (Mittäterschaft) und Widerstand in einer fließenden Beziehung innerhalb des kolonisierten Subjektes existieren. Bhabhas Ambivalenz-Konzept spaltet die eindeutige Autorität kolonialer Dominanz, denn es bringt die einfache Beziehung zwischen Kolonisator und Kolonisiertem durcheinander. Statt willfähiger kolonialer Subjekte, die Werte und Habitus reproduzieren, gehen aus dem kolonialen Diskurs ambivalente Subjekte hervor, deren Nachahmung (*mimikry*) nicht weit von Spöttelei (*mockery*) entfernt ist. *Ambivalenz* beschreibt diesen fließenden Zusammenhang von *mimicry* and *mockery*; eine Ambivalenz, die sich kolonialer Dominanz widersetzt und eine tiefe Störung eines autoritären kolonialen Diskurses produziert.¹⁵ Dabei sind sowohl

14 Er bezieht sich mit seinem *différance*-Konzept auf die strukturalistische Zeichentheorie von de Saussure, der Sprache als ein abstraktes System von Zeichenketten auffasst. Jedes Zeichen besteht aus einem Signifikanten oder *Bezeichnenden* (Laut- oder Schriftbild) und einem Signifikat oder *Bezeichneten* (der Bedeutung). Die beiden Komponenten des Zeichens sind einander arbiträr zugeordnet, und es gibt folglich keine natürliche Verbindung zwischen dem Lautbild und der Vorstellung, für die es steht. Und jedes Zeichen erhält seine Bedeutung aus seiner Verschiedenheit (*difference*) zu allen anderen Zeichen in der Sprachkette, die Bedeutung der Zeichen ist also relational. Derrida übernimmt von Saussure das Prinzip, dass Bedeutung innerhalb der Sprache hergestellt und nicht von ihr widergespiegelt wird und dass die einzelnen Zeichen keine intrinsische Bedeutung haben, sondern ihre Bedeutung durch die Sprachkette und ihre Verschiedenheit von anderen Zeichen erhalten. Seine poststrukturalistische Antwort auf die Frage nach der Bedeutungsvielfalt und des Bedeutungswandels sieht er in der ständigen Verschiebung des Signifikates. Hier stellt er Saussures Logozentrismus in Frage, der die Bedeutung im Sprachsystem selbst zu lokalisieren sucht (vgl. Weedon 1991).

15 Eindrücklich hierzu ist auch die Dokumentation Lips in seinem 1937 veröffentlichten Buch „The Savage Hits Back“ (dt. Ausgabe 1983) oder der berühmte Dokumentarfilm des französischen Ethnofilmers Jean Rouche „Les Maîtres Fous“ (siehe auch Lauser 1993).

kolonisierte als auch kolonisierende Subjekte in die Ambivalenz eines kolonialen Diskurses verstrickt.

Kulturelle Identität – um wieder bei meiner Argumentationslinie zur philippinischen „Mischkultur“ anzuknüpfen – entsteht also in diesem widersprüchlichen und ambivalenten Raum. Bhabha nennt diesen „Third Space“ (Bhabha 1990), der nicht durch Essenz und hierarchische Reinheit charakterisiert ist, sondern durch Heterogenität und Diversität. Identität lebt also mit und durch Differenz, durch Hybridität¹⁶, die in der durch die Kolonisierung produzierten Kontaktzone (*in-between space*) zur Entfaltung kommt:

„It is significant that the productive capacities of this Third Space have a colonial or postcolonial provenance. For a willingness to descend into that alien territory [...] may open the way to conceptualizing an *international* culture, based not on the exoticism of multiculturalism or the *diversity* of cultures, but on the inscription and articulation of culture's *hybridity*. To that end we should remember that it is 'inter' – the cutting edge of translation and negotiation, the *in-between* space – that carries the burden of the meaning of culture“ (Bhabha 1994: 38).

Was in der postkolonialen kritischen Literatur mit Hybridität, Mix oder Mischung (Werbner/Modood 1997) umschrieben wird, erscheint mir als eine gute Erklärungsfolie philippinischer Erfahrung. Ich erinnere noch einmal an die Metapher des *Halo-Halo*, die Mischung der Speisen, welche sich philippinische Küche nennt. Nennenswert ist auch die philippinische Alltagssprache in den öffentlichen Print- und Bildmedien, das *Taglish*¹⁷, das durch unzählige

Zur weiteren Diskussion von Bhabhas Ambivalenz-Konzept siehe den guten Überblick in Ashcroft u.a. 1998: 13ff. Inwieweit ambivalente, imitierende und ironische Praktiken in der alltäglichen Begegnung mit der europäischen Ethnologin gelebt wurden, wird in den Kap. 4 und 5 szenisch beschrieben werden.

- 16 Zum Begriff der Hybridität siehe Ashcroft u.a. 1998. Zur Entwicklung des Begriffes der kulturellen Hybridität siehe Young 1995. Die linguistischen Wurzeln des Begriffes sind in der Sprach-Theorie von Bakhtin zu suchen (siehe Young 1995: 21ff.). „Hybridity makes difference in sameness, and sameness into difference, but in a way that makes the same no longer same, the different no longer simply different“ (Young 1995: 26). In dieser Argumentation steckt eine Logik, die Derrida mit dem Begriff 'brisure' aufgreift: „A breaking and a joining at the same time, in the same place: difference and sameness in an apparently impossible simultaneity“ (ibid.). Damit wird das Konzept der Hybridität aus dem Umfeld der biologistischen Theorie wegbewegt hin zu einer kritischen Theorie der Kultur. Zu einer kritischen Begriffs-Geschichte siehe auch Papastergiadis 1997.
- 17 Vgl. Rafael 1995. In Rafael's brillanter Analyse (ausgeführt an so verschiedenen Genres wie philippinischen Filmbeispielen, Zeitungsartikeln und Comics) wird deutlich, wie das *Taglish* (eine Mischung aus Tagalog und Englisch) eine Sprache zur Verfügung stellt, in „verschiedenen Registern“ zu sprechen, indem die hierarchischen Beziehungen zwischen kolonialen und einheimischen Sprachen gleichzeitig wachgerufen und wieder verworfen werden: „[...] the capacity of Taglish (is) to reproduce a scene of translation that involves distancing oneself from a hierarchy of signification. [...] The speaker and reader of Taglish partici-

spanische und englische Lehnworte kreolisiert¹⁸ wurde. Angedeutet seien weiterhin die populären philippinischen Schönheitsschauen, wo westliche, hegemoniale Modelle von Schönheit und Weiblichkeit sich mit lokalen Praktiken und Vorstellungen überkreuzen und eigene ästhetische, den alltäglichen Diskurs bestimmende Kriterien schaffen (Johnson 1997, Cannell 1995). Auch der Katholizismus, ursprünglich ein Instrument der Kolonisierung, wird auf bemerkenswerte Weise zur eigenen und eigentlichen philippinischen Religion gemacht (vgl. Iletto 1979, Bränlein 2003). Und ‚last but not least‘ wird das Alltagstransportmittel Jeepney in seinen phantasievollen Repräsentationen als Symbol für die Kreativität und Flexibilität philippinischer Identität diskursiviert (siehe Fußnote 1 dieses Kapitels).



pate in the surprising conjunction of languages which produces new constellations of meaning. In this way, s/he begins to disengage her/himself from the discursive grip of the state and approximates the mestiza/o's ability to peel away from what comes from the outside“ (S. 115).

- 18 Mit Kreolisierung wird der Prozess der Vermischung und des kulturellen Wandels bezeichnet. Ursprünglich nur für „Neue Welt“-Gesellschaften in Südamerika und in der Karibik verwendet, wird er in der Literatur immer mehr für die (post-) kolonialen Gesellschaften angewandt, die im Zuge der Europäischen Kolonisierung Akkulturations- und Interkulturationsprozessen ausgesetzt waren. (Mit Akkulturation ist dabei mehr der Prozess der Absorption der einen Kultur durch die andere gemeint, während Interkulturation eine mehr reziproke Aktivität, eine gegenseitige Vermischung und Transformation umschreibt.)



Abbildung 4 und 5: Jeepneys (Fotos: A.L.)

Die Idee der *Hybridität* (im Bhabha'schen Sinne) steht für die Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit, die mir als eine bemerkenswerte Eigenschaft philippinischer Migrantinnen auffiel und vielleicht ganz gut in der Selbstbeschreibung von Gloria, einer Heiratsmigrantin, die auf vielen Umwegen schließlich in einer süddeutschen Stadt mir in meiner Küche gegenüber saß, zum Ausdruck kommt: „Weißt du, Andrea, ich komme überall zu recht. Ich habe in Singapur gelebt, in Peru, im Iran und in Afrika. Nun sitze ich hier. Es bereitet mir keine Probleme, ich finde meine Wege“ (1992). Fast könnte man eine Kampagne zum Leben philippinischer Migrantinnen in der Schweiz mit dem Titel „Nirgendwo zu Hause“ (Drilling 1997) mit Glorias Worten „Überall zu Hause“ konterkarieren.

Menschen mit hybrider Identität sind „interkulturelle Makler in den Zwischenräumen von Nation und [britischem] Empire, die unterdrückte Lebensäußerungen von den Rändern der Nation an die totalisierenden Grenzen der Nation übermitteln“ (Pieterse 1998: 106). Dass dies unter Umständen auch zu einem Zustand der Heimatlosigkeit führen kann, soll nicht bestritten werden. Für viele philippinische Migranten und Migrantinnen, so wird im Laufe dieser Arbeit noch zu erfahren sein, wird eine Heimatzugehörigkeit nicht nur an *Orte*, sondern vor allem an *Menschen* geknüpft. Dabei sind die vielfältigen Beziehungsnetzwerke nicht notwendigerweise an konkrete Orte gebunden, sondern können sich in grenzüberschreitenden, sozialen Räumen entwickeln (vgl. auch Pries 1998, Appadurai 1998 [orig. 1991]).

Die gleichzeitige Präsenz von lokalen und globalen Bildern in einer philippinischen Identität ist die Folge von dem, was ich mit meiner Überschrift als Migrationskultur bezeichnet habe und Clifford mit *traveling culture* (Clifford 1997 [orig. 1992]) umschreibt. Mit dem Wortspiel „roots and routes“ (Wurzeln und Wegstrecken) umschreibt Clifford die Denkfigur einer unauf-

löslichen Spannung und nimmt Bezug auf einen Diaspora-Diskurs, der vor allem von den Betroffenen selbst geführt wird, um ihre eigenen Erfahrungen interkulturellen Lebens und interkultureller Identität zu reflektieren (Clifford 1997 [orig. 1994]).

Die Stichworte „Mischkultur“, „Migration als Kulturmuster“, „Migration als kulturschaffender Input“ lassen sich gar bis in vor- und frühgeschichtliche Epochen zurückverfolgen und sollen nun in einem kurzen historischen Abriss aufgeschlüsselt werden.

Noch einmal: Auch wenn sich das Bild eines Schichtmodells als alltagsmächtiger Diskurs allzu leicht aufdrängt, sollte nun geklärt sein, dass folgende Skizzierungen weniger einem archäologischen Schichtenabtragen entsprechen, sondern vielmehr einer Rekonstruktion ko-existierender Präsenzen geschuldet sind. Die verschiedenen „Schichten“ kolonialer Geschichte, nationaler Unabhängigkeit, interregionaler und internationaler Migrationen und kulturelle Konstruktionen einer philippinischen Identität bestehen neben- und miteinander.

Historische Grenzen und Grenzüberschreitungen

Mobilität und Migration hat sich als ein Kultur-Muster historisch konstituiert, innerhalb und durch ein grenzenüberschreitendes Netz von kulturellen und materiellen Beziehungen. Allgemein vermitteln die Geschichtsschreibungen Südost-Asiens den Eindruck von großen Bevölkerungsgruppen, die konstant von einem Platz zum anderen in Bewegung sind. Sie fokussieren die größeren und weniger großen Bevölkerungswanderungen und Eroberungen, das endlose Kommen und Gehen von Flüchtlingen, Nomaden, Vagabunden, „See-Zigeunern“, die die Migrationsmuster Südostasiens ausmachten. Die Bewegungen von Menschen, aus welchen Gründen auch immer, gehörten zu den konstanten Faktoren südost-asiatischer Geschichte.

Forschungen der Vor- und Frühgeschichte, wie auch der neuzeitlichen Geschichtsschreibung, haben seit den 1960er Jahren einen Paradigmenwechsel herbeigeführt. Beide Geschichtsschreibungen vertraten bis dahin tendenziell die Argumentation, dass wichtige kulturelle Entwicklungen von außen – von „weiter entwickelten Kulturen“ Indiens und Chinas – in die südostasiatische Region hineingetragen wurden. Neuere Forschungen hingegen machen deutlich, dass eine solche Sichtweise verzerrend und simplifizierend ist, und sie arbeiten mit überzeugenden neuen Funden die Komplexität indigener kreativer Prozesse heraus.¹⁹

Einigkeit herrscht über die Durchlässigkeit südostasiatischer Grenzen, über einen Multikulturalismus und eine Offenheit der Menschen Südostasiens gegenüber Einflüssen von außen. Dabei wird den südostasiatischen Meeren

19 Für die Vor- und Frühgeschichte siehe Bellwood 1992.

(China Sea, Gulf of Siam, Java Sea) eine kommunikationsfördernde Rolle zugeschrieben (vgl. Wolters 1982: 35ff.).²⁰

Wolters betont, dass neben solchen Gemeinsamkeiten die Geschichte des frühen Südostasiens als eine Reihe *lokaler Geschichten* begriffen werden sollte, als eine Pluralität von (sub)regionalen Entwicklungen, deren Konturen nicht notwendigerweise ein Ganzes bilden müssen. Wandel in diesen Subregionen kann dann im Sinne einer Indigenisierung von fremden Einflüssen in lokale Kontexte verstanden werden. Erst lokale Geschichtsschreibung kann sich darauf konzentrieren, wie die Grenzen indigener Gesellschaften gezogen, erweitert, verengt oder verwischt wurden. Solcherart „localization“ versteht Rafael als „translation of that which appears as heterogenous to a particular society: the process at once linguistic, social, and political which demarcates and reformulates what is „new“ and out of place in relation to that which is already known and accepted“ (Rafael 1988: 16). Philippinische lokale Geschichtsschreibung jedoch ist nur durch das „Gitter“ (ibid.) fremder – vor allem spanischer – Quellen möglich, denn es gibt keine indigenen vorspanischen Quellen (vgl. Scott 1992).²¹ Diese (spanischen) Quellen müssen in ihrer diskursiven Entstehung – unter der Perspektive der Christianisierung und Hispanisierung indigener Kulturen – kritisch befragt werden.

Als die Spanier 1521 die Philippinen²² „entdeckt“ und 1565 eine Segelroute zurück über Mexiko gefunden hatten, war der Anfang einer konfliktreichen kolonialen Beziehung gemacht. Sie fanden im Archipel keine größeren politischen Gebilde vor.

Die Bewohner lebten zerstreut in kleinen Gemeinschaften – *barangays*²³ in den Bergen Luzons, wie auch an den Küsten der größeren Inseln.

20 Wolters vergleicht die südostasiatischen Meere mit dem Mittelmeer, indem er grundsätzliche Unterschiede herausarbeitet. Er nennt das südostasiatische Meer „the single ocean“ und meint damit die weite Wasserausdehnung von den Küsten des östlichen Afrika und des westlichen Asiens zu der langen Küstenlinie des indischen Subkontinents bis nach China. „The sea, defined in this manner, was, I believe, a significant fact of life in earlier Southeast Asia not only because treasure from distant places always arrived but also for other reasons [...]“ (1982: 38). Mit den anderen Gründen beschreibt er die politischen Umstände der Anrainerländer bzw. -Staaten, welcher von einer „genuine unity“ getragen seien. Trotz einzelner Versuche einer hegemonialen Vorherrschaft über die Meere, blieb der „single ocean“ bis ins 17. Jahrhundert eine offene, neutrale Zone mit ununterbrochenen Handelsmöglichkeiten über mehrere Jahrhunderte. Die Folge dieser Freiheit der Meere war eine Tradition der Gastfreundschaft gegenüber fremden Händlern. Der „single ocean“ ist eine signifikante Tatsache der südostasiatischen historischen Geographie, und kontinuierlicher und lebendiger Handelsaustausch hat sicherlich die kulturelle Kommunikation befördert, welche ein Kennzeichen südostasiatischer Geschichte blieb.

21 Scott diskutiert außerdem archäologische Funde und frühe chinesische Berichte.

22 Das südostasiatische Archipel erhielt den Namen erst 1543 nach dem spanischen König Philipp II.

23 *Barangays* hießen die Boote, mit denen die malayischen Siedler den Archipel erreichten. Jedes Segelboot soll mehrere Familien – die Einheit der Siedlungs-

Während die nomadisierenden Aetas (die Spanier nannten sie wegen ihrer phänotypischen Erscheinung Negritos – „Negerchen“) als die „Ureinwohner“ gelten, werden die Küstenbewohner als später eingewanderte Malayen bezeichnet.²⁴ Scott beschreibt die Tieflandgesellschaften als kleine (mehr oder weniger) geschichtete soziale Gebilde, die sich nie zu einem Staat zusammensetzten, sondern in politischer Beweglichkeit miteinander Handel trieben und sich bekämpften. Die Macht eines *datus* (Oberhauptes) bestand darin, dass er an niemanden gebunden war und zu einer großen Gefolgschaft eine Patronagebeziehung haben konnte. Trotz der Existenz dreier Ränge (Adlige, Freie und Gemeine) waren solche Beziehungen jedoch fließend und nach oben und unten verhandel- und veränderbar, d.h. ein *datu* konnte zu einem Gemeinen absteigen und umgekehrt ein Gemeiner bis zur Position eines *datus* aufsteigen (Scott 1985b, 1995).

Spanische Herrschaft

Zur wichtigsten Säule der über 300 Jahre dauernden spanischen Präsenz wurden die Ordensleute, die die Missionsarbeit übernahmen und in vielen Landesteilen die Repräsentanten der kolonialen Verwaltung waren (Wendt 1997: 15). Ende des 16. Jahrhunderts wurde Manila zur Hauptstadt und der Archipel zu einer politischen Einheit erklärt. Spanische Präsenz konzentrierte sich vor allem auf Manila und Umgebung, da die Spanier sich auf den Philippinen, im Gegensatz zu Lateinamerika, vor allem auf den Galleonen-Handel konzentrierten, und weder Minen ausbeuteten, noch zu Beginn ihrer Herrschaft eine umfangreiche Hacienda-Ökonomie betrieben. Dieser Galleonen-Handel brachte chinesische Ware – Seide und Porzellan – von Manila in die „Neue Welt“, wo sie gegen Silber aus Mexiko und Peru eingetauscht wurde, dessen Weiterverkauf wiederum einen kolossalen Profit einbrachte. Dieses Geschäft verlangte von den spanischen Kolonialisten keinen großen Aufwand, außer in Manila die entsprechenden politischen und ökonomischen Kontakte zu chinesischen Händlern aufzubauen (Schurz 1959).

Die Tatsache, dass es auf dem vorspanischen (philippinischen) Archipel – im Gegensatz zu Burma, Siam, Kambodscha, Vietnam oder Java – keine Staaten mit militärischer und bürokratischer Macht gab, hieß für die koloniale Eroberung und Sicherung, dass etwa im Vergleich mit Lateinamerika wenig Gewalt erforderlich war.²⁵ Spanische Macht wurde außerhalb Manilas vor allem durch die Kirche vermittelt (in einer Weise, die in Lateinamerika keine Parallele findet). Der Islam hatte sich nur in den südlichen Inseln konsolidie-

gemeinschaft – enthalten haben (Agoncillo & Guerrero 1978: 45). Vgl. hierzu auch die interessanten Ausführungen Dumonts über den fast mythisierenden Diskus zu diesem Konzept (Dumont 1992: 87ff.).

24 Zur Besiedlungsgeschichte siehe Bellwood 1997 und Scott 1995.

25 Über die spanischen Philippinen gibt es eine stattliche Anzahl Literatur. Als Standardwerke gelten: de la Costa 1967, Phelan 1959, Constantino 1975, McCoy 1982.

ren können. In den übrigen Provinzen geschah die eifrige Christianisierung nicht in spanischer Sprache (was erklärt, dass Spanisch nie eine *lingua franca* – eine Verkehrssprache – wurde wie z.B. in Lateinamerika), sondern in den verschiedenen Lokalsprachen. Dies mag auch eine Erklärung dafür abgeben, dass es bis 1900, und sogar bis heute schwierig war und ist, eine einheitliche Nationalsprache durchzusetzen.²⁶

Außerdem entwickelte der spanische Klerus auf den Philippinen nie eine substantielle „*criollo*“²⁷ hacendado class“ (Anderson 1995: 6).

Die hispanisierende Christianisierung der Philippinen kann aus einer gewissen Perspektive als Erfolgsgeschichte geschrieben werden: Verglichen mit Lateinamerika verlief sie relativ „reibunglos“, begünstigt durch die scheinbare Bereitwilligkeit der indigenen Bevölkerung, den Katholizismus zu übernehmen, was selbst die spanischen Ordensbrüder erstaunte. Sie brachte westliche Zivilisation und kulturelle Vereinheitlichung auf die Philippinen (Phelan 1959).

Die Arbeiten eines Iletto (1979), Rafael (1988) oder Scott (1985) zeigen jedoch auch eine Jahrhunderte lange Tradition des anti-kolonialen Widerstandes auf, die von charismatischen religiösen Führern und Führerinnen durchaus in einer Identifizierung mit Jesus Christus geführt wurden. Die einflussreiche Studie *Pasyon and Revolution* von Reynaldo Iletto (1979) zeigt, wie das rituelle Lesen der Passion, die sogenannte *Pasyon*, vom anfangs kolonialen Instrument in ein Epos mit indigenen kulturellen Werten übersetzt und als revolutionäre Vorlage gedeutet wurde.

In der anderen hervorragenden Arbeit von Vicente Rafael, *Contracting colonialism* (1988), sind ebenfalls Religion, Widerstand und kulturelle Identität zentrale Themen. Rafael zeigt, wie sowohl gewöhnliche Filipinos, als auch Filipinos aus der Elite die Forderungen der spanischen Kirche an die philippinischen Untertanen für sich so übersetzten, dass die Bedeutung der Unterwerfung auf subtile Weise mehr in Richtung einer Reziprozität umformuliert wurde. Mit anderen Worten, sie weigerten sich, die Forderung nach einer bedingungslosen Unterordnung an die kolonialen Autoritäten zu „verstehen“, indem sie ihr eigenes vor-koloniales Verständnis von Macht „dazwischensetzten“. Mächtige sind in einem gewissen Sinne (wie die *datus* aus Scotts Analyse) abhängig von dem Respekt und der Zustimmung, welche ihre Gefolgschaft bereit ist, ihnen entgegenzubringen (Rafael 1988: 131). Macht selbst ist des-

26 Von dem Präsidenten Manuel Quezon wird berichtet, dass er einen Dolmetscher benötigte, wenn er durch die Provinzen reiste: „I am all right, when I go to the Tagalog provinces, because I can speak to the people there in the vernacular, in Tagalog. But if I go to Ilocos Sur [die Nachbar-Provinz auf der Hauptinsel Luzon], I am already a stranger in my own country, I, the President of the Philippines“ (Steinberg 1994: 35). Und so bestätigt ein philippinischer Kulturwissenschaftler 1993 immer noch: „There is no language, with which we can successfully communicate“ (Alegre 1993: 58).

27 *Criollo* sind Spanier, die nicht in Spanien geboren sind.

halb in eine endlose Schleife verstrickt, und Herrscher und Beherrschte sind die „two opposite points on its circumference“ (Canell 1999:11).²⁸

Rafael wie auch Iletto untersuchen die kulturellen Muster *utang na loob* und *hiya*, welche als Konzepte (u.a. auch) von Macht und Reziprozität sich von denen der Spanier unterscheiden; denn sie lassen einen Handlungsspielraum zu, sich sowohl den spanischen Hierarchien zu widersetzen, als auch an dem Prozess der Konversion teilzuhaben. Während für die Spanier Übersetzung (beispielsweise der biblischen Texte) darauf abzielte, die lokale Sprache und Kultur auf zugängliche Objekte imperialer Intervention zu reduzieren, war für die Tagalog „translation a process less than internalizing colonial-Christian conventions than of evading their totalizing grip by repeatedly marking the differences between their language and interests and those of the Spaniards“ (Raffael 1988: 211). Sowohl Rafael als auch Iletto unterziehen obengenannte Konzepte (*utang na loob*, *hiya*) einer Revision hinsichtlich der Möglichkeiten, soziale Konflikte in hierarchischen Beziehungen zu verhandeln („contracting“) und sich zu widersetzen, „to slip sidewise into something else“ (Canell 1999: 11).

Chinesen als Filipinos

Das Reden über Chinesen und das Rekurrieren auf gemischt-kulturelle, chinesische Familienbezüge gehört auf den Philippinen zu einem durchaus ambivalenten Alltagsdiskurs. Da auch einige meiner Gesprächspartnerinnen ihre chinesische Linie und die Differenzen in ihrer „hybriden“ Familie thematisieren, möchte ich die chinesische Präsenz philippinischer Identität etwas ausführlicher referieren.

28 Dieses Konzept der relationalen Macht hat Anderson vergleichbar für die javanische Kultur herausgearbeitet: Ein fundamentales Problem für javanische Herrscher wäre weniger die Legitimität der Macht gewesen, als das Problem der Akkumulation und des Erhaltes. Macht, so Anderson, werde als eine Energie gedacht, die als gleichbleibende Größe im Universum bleibe. Eine Verteilung der Macht impliziere daher verschiedene Personen, die Macht in Relation zueinander gewinnen und verlieren (Anderson 1990: 23-4). Ein solches Machtkonzept lässt sich auch mit Foucaults theoretischen Einsichten verbinden, wonach ein Individuum nicht als Gegenüber der Macht zu denken ist, sondern als eine ihrer Wirkungen. In „Der Wille zum Wissen“ stellt Foucault seine „Regel der taktischen Polyvalenz der Diskurse“ auf. Hier heißt es, dass die Welt des Diskurses nicht zweigeteilt ist zwischen dem zugelassenen und dem ausgeschlossenen oder dem herrschenden und dem beherrschten Diskurs, es gibt nicht auf der einen Seite den Diskurs der Macht und auf der anderen Seite den Diskurs, der sich ihr entgegensetzt. Vielmehr handelt es sich „um ein komplexes und wechselhaftes Spiel, in dem der Diskurs gleichzeitig Machtinstrument und -effekt sein kann, aber auch Hindernis, Gegenlager, Widerstandspunkt und Ausgangspunkt für eine entgegengesetzte Strategie“ (Foucault 1983: 122). Daraus ergibt sich die berühmte Formel „Wo es Macht gibt, gibt es Widerstand. Und doch oder vielmehr gerade deswegen liegt der Widerstand niemals außerhalb der Macht“ (ebd.: 116).

Chinesische Händler besuchten die Philippinen (wie auch andere südostasiatische Gesellschaften) Jahrhunderte, bevor Islam oder Christentum das Archipel erreichten. Chinesen migrierten über Hunderte von Jahren in die südostasiatische Region und gingen irgendwo und irgendwann alle denkbaren Beziehungen mit unabhängigen, kolonialen, post-kolonialen Systemen und buddhistischen, muslimischen, christlichen und „animistischen“ Gesellschaften ein.²⁹

Meine Skizzierung chinesisch-philippinischer Geschichte beginne ich mit der spanischen Kolonialzeit, da in dem für die Spanier wichtigen Handel zwischen Acapulco und Manila die Chinesen mit ihren ausgefeilten Handelsbeziehungen eine Schlüsselrolle spielten. Chinesische Präsenz lässt sich an diesen Wirtschaftsbeziehungen festmachen. Chinesen bekamen unter der spanischen Kolonialregierung ökonomische Macht und konsolidierten ihren Reichtum und ihre politische Macht unter amerikanischer Vorherrschaft.³⁰ Es ist die Dominanz der chinesischen Mestizos, welche die Philippinen vom spanischen Amerika unterscheidet (wo ebenfalls Mestizos, aber eben keine chinesischen Mestizos an der Macht waren), ebenso wie von anderen südostasiatischen Ländern (z.B. Indonesien, Malaysia, wo chinesische Mestizen von der politischen Macht ferngehalten wurden).³¹

Der spanische Klerus war von Beginn an bemüht, die Chinesen, die damals *sangleyes* (Händler) genannt wurden, zum Christentum zu konvertieren.³² Während sie bei den immigrierten Vätern nicht besonders erfolgreich waren, waren sie dies umso mehr bei deren Kindern, die aus der Ehe mit einheimischen Frauen hervorgingen.³³

Chinesen, die sich hauptsächlich in Manila und in begrenztem Umfang auf dem Land niederließen, hatten eine ambivalente Position: Sie wurden ge-

29 Einen sehr guten Einblick zu chinesischen ‚histories‘ in Südostasien liefert ein Reader, herausgegeben von Anthony Reid (1996). Das Buch belegt eindrucksvoll, dass auch Chinesen zu den migrationsfreudigsten Menschen der Welt zu zählen sind (S. xiv). Siehe auch: Buchholtz 1998, Hsu/Serrie 1998.

30 Wickberg 1965 gilt als Standardwerk. Zur aktuellen Situation: Ang See 1997.

31 Zu den verschiedenen Formen der Integration und Assimilation chinesischer Migranten siehe Skinner 1996. Im folgenden referiere ich, wenn nicht andere Bezüge angegeben werden, weitestgehend die Argumentation von Anderson (1995: 3-50).

32 Die Philippinen galten den Spaniern gar als Sprungbrett für den langen Weg der Missionierung Chinas.

33 „The marked imbalance in the Chinese sex ratio historically in the Philippines has long led to unions of Chinese *men* with Philippine *women*. Marriages of ethnic Chinese women with Philippine men has been historically rare and almost taboo amongst Philippine Chinese since the offspring of such a union would not belong to a Chinese clan. The rare offspring of such present day marriages are not seen by the Chinese as even being Chinese mestizos. This whole question of how Chinese mestizos are identified as Filipino or Chinese brings us to the issue of past colonial and present Philippine policies toward assimilation of Chinese and the status of their ‘mixed-blood’ offspring“ (Weightman 1998: 69).

braucht und gleichzeitig aufgrund ihrer ökonomisch erfolgreichen Position und ihrer sozio-religiösen Differenzen mehr oder weniger offen und gewalt-sam diskriminiert.³⁴ Aus diesem Grund sahen („philippinische“) Chinesen durchaus einen Vorteil, zum römisch-katholischen Glauben zu konvertieren und eine einheimische Frau (*india*) zu heiraten; denn mit dieser Strategie konnten Restriktionen gegen die chinesische Gemeinde unterwandert werden. Obwohl viele der chinesischen Migranten, die oft Ehe-Frau und Familie in China zurückgelassen hatten, eine Rückkehr und mit der Rückkehr eine Abkehr von ihrem neuen Glauben planten, ließen sie sich auf den Philippinen auf diesen neuen Glauben als Teil ihres Arbeitslebens ein (Steinberg 1994: 45).

Das spanische Kolonialgesetz gestand den Nachkommen aus diesen „Mischehen“ einen eigenen juristischen Status als *Mestizen* zu. Dieser Begriff bezeichnet seitdem *nicht* – wie sonst gebräuchlich – die Nachkommen von Spaniern und Einheimischen, sondern die Nachkommen von Chinesen und lokalen Frauen. Diese *Mestizen* und deren Nachkommen organisierten sich in eigenen Gilden (*gremios*), trugen Kleidung und Haartracht, die sie unterschied, und bildeten „a distinct stratum of colonial society“ (Anderson 1995:7), der später der Kern der (philippinischen) Elite wurde.³⁵ Dabei waren die *Mestizen* mit beiden Gesellschaften vertraut. Sie wurden durch ihre einheimische Mutter (*india*) innerhalb der philippinischen kulturellen Traditionen aufgezogen und bewegten sich in deren Verwandtschaftsnetzwerk genauso wie – durch ihre Assoziation mit ihrem Vater – innerhalb der chinesischen Gemeinde. Es entstand eine *Mestizo*-Subkultur, die weder *indio* noch chinesisch war, und sich in Manila durch ein bestimmtes Stadtteil, *Binondo*, lokalisieren lässt. Diese chinesischen *Mestizos* galten anders als in Malaysia oder Java nicht als eine spezielle Untergruppe der Chinesen, sondern waren „a special kind of native“ (Steinberg 1994: 45).

Eine wichtige Phase in der bewegten Geschichte der philippinischen Chinesen sieht Wickberg in einer relativ kurzen Periode des britischen Imperialismus auf den Philippinen (Wickberg 1965, zit. nach Anderson 1995). Madrids Beteiligung am „siebenjährigen Krieg“ beantwortete London mit einer zweijährigen Besetzung Manilas (1762-64). Die lokalen *sangleyes* (chinesischen Händler) – häufig Opfer iberischer Gewalttaten – liefen über, wurden jedoch nach Abzug der Engländer von ihren vorherigen Unterdrückern mit umso größerer Rache bestraft. Die meisten wurden vertrieben, und weitere „legale“ Immigrationen fast über ein Jahrhundert lang unterbunden. In dieses

34 Chinesen erfuhren auf den spanischen Philippinen besonders in den ersten Jahrhunderten der kolonialen Herrschaft beispiellose Restriktionen. So gab es 1603, 1639, 1662, 1686 und 1762 von der Kolonialregierung initiierte Massaker. Genauso beispiellos in Südostasien ist aber auch, wie sich die Chinesen und ihre *Mestizen*-Abkömmlinge diesen Restriktionen entzogen und in eine neue Elite der lokalen Gesellschaft eingingen (Wickberg 1965).

35 Katholische Chinesen und chinesische *Mestizen* mussten zwar höhere Steuern bezahlen und hatten weniger Privilegien als „native Filipinos“. Sozial und ökonomisch hatten sie aber eine höhere Position inne.

Vakuum traten die Mestizos. Sie übernahmen den lokalen Handel und begannen mit kleinformatigem Latifundismus.³⁶ Dies erklärt auch – neben der reaktionären Kontrolle, die der Klerus ausübte – warum es bis in die 80er Jahre des 19. Jahrhunderts im philippinischen Archipel keine – mit Lateinamerika vergleichbare – Intelligenzia gab.³⁷

Nach dem Ende des Galleonen-Handels³⁸ liberalisierten die Spanier auf der Suche nach neuen Ressourcen die Immigrationsgesetze und hoben den Bann auf. Im Zuge der Liberalisierung war es nun auch den (nicht-christianisierten) Chinesen erlaubt, außerhalb der ihnen zugewiesenen Ghettos (*parian*) zu leben.

Opiumkrieg (1839-1842) und Bürgerkrieg (Taiping Rebellion 1850-1864) taten ein übriges, so dass Chinesen – und das waren vor allem chinesische Männer – nun wieder von den Philippinen wie ein Magnet angezogen wurden. „Virtually all of the Chinese in the Philippines at the end of the Spanish era were men, since Chinese tradition encouraged the man to venture forth as a ‚soldier of fortune‘” (Steinberg 1994: 43).

Mestizen – inzwischen 1/4 Million einer 4 Millionen-Bevölkerung (vgl. Anderson 1995: 8) – trieben mit großer Energie und Disziplin den lokalen Handel zwischen den Inseln voran und stiegen in kleine städtische Geschäfte ein. Sie entwickelten symbiotische Beziehungen mit westlichen Händlern und agierten als Vermittler zwischen einheimischer Ökonomie und dem modernen Exportsektor. Sie hatten nun genug Kapital, um in den Provinzen zu expandieren und als „Grenz-Kapitalisten“ richtige Haciendas zu verwalten.³⁹

Der wachsende Reichtum der Mestizos und die Internationalisierung der Ökonomie ermöglichte es nun einigen jungen Mestizo-Männern, in Europa zu studieren. Als *ilustrados* (die Aufgeklärten) formierten sie sich als die Spitze eines kulturellen Widerstandes gegen die spanische Herrschaft und die politische Dominanz der *Peninsulares* (in Spanien geborene Spanier).

Chinesische Mestizos (und in kleinerem Umfang spanische Mestizos) entwickelten als *ilustrados* eine neue Identität, konsolidierten selbstbewusst eine pan-philippinische Schicht und nannten sich Ende des 19. Jahrhunderts „*Filipinos*“, ein Terminus, der bis dahin nur „spanischen Kreolen“ vorbehalten

36 „small-scale latifundism“, der sie, welthistorisch betrachtet, einige Generationen hinter den lateinamerikanischen Großgrundbesitzern zurückliegen ließ.

37 Nationalistische Aufstände, die Lateinamerika zwischen 1810-1840 erschütterten, fanden auf dem Archipel bis 1880 nicht statt.

38 Die letzte Galleone segelte 1811. Spanien war in zahllose Konflikte verwickelt und geschwächt und konzentrierte sein koloniales Interesse verstärkt auf das nähere und reichere Kuba.

39 Mit dem spanischen Modell der feudalen Hacenderos in Lateinamerika aber immer noch nicht vergleichbar. Als Beispiel für diesen Prozess mag die Geschichte der Insel Negros stehen: Heute die Zuckerinsel der Philippinen schlechthin, war sie noch Mitte des 19. Jahrhunderts beinahe unbewohnt und musste in den nächsten 50 Jahren eine unglaubliche „Entwicklung“ erleben (Larkin 1993, Rutten 1982).

war.⁴⁰ Die neue Bedeutung war eine nationalistische. Filipino wurde nun jeder, der auf den Philippinen geboren wurde und sich mit den Interessen dieses Archipels identifizierte, egal welcher „Rasse“, welchen Glaubens und nationalen Ursprungs. Diese neue Gruppe mit dem neuen Sinn einer nationalen Identität hatte großen Einfluss auf die Formulierung einer antikolonialen nationalistischen Bewegung. Der spanische Begriff *indio* wurde in der Folge von „reinblütigen“ Einheimischen als pejorativ abgelehnt. Man musste also kein Mestizo sein, um ein moderner Filipino zu werden, aber die Mestizos bestimmten die Werte eines modernen Filipino (vgl. Steinberg 1994: 48).

Nationales Bewusstsein führte unter Federführung von José Rizal, Andrés Bonifacio und Emilio Aguinaldo zu einem Widerstandskrieg gegen die Spanier, der mit us-amerikanischer Hilfe 1898 die spanische Vorherrschaft auf den Philippinen beendete.⁴¹

Heutige Filipinos sind sich der Namen ihrer größten Helden und politischen Führer und deren halbchinesischen Abstammung voll bewusst. Namen wie Rizal, Osmena, Sandico, Tan, Yulo, Aquinaldo, Aquino, und Marcos (um nur einige zu nennen) dominieren bis heute in Politik, Wirtschafts- und Finanzwelt, an den Universitäten, in der Wissenschaft und in der Literatur.⁴² Prestige- und statusmächtige Berufe bekleiden Filipinos mit chinesischer und/oder spanischer Abstammung. Die mestizische Elite beider Traditionen hat ausgiebig untereinander geheiratet.⁴³

40 Filipino war bis dahin der Terminus für einen „insularen Kreolen“, d.h. ein „Kaukasier“, der in einem bestimmten Teil des spanischen Imperiums, nämlich den Philippinen geboren war.

41 Rizal entlarvt in seinen bekannten Novellen *Noli Me Tangere* und *El Filibusterismo* auf satirische Weise die spanische Kolonialmacht. Er wurde 1896 hingerichtet und lebt seitdem als *der* Nationalheld in den Köpfen der Filipinos weiter. Doch nicht nur als historische, heldenhafte Figur stiftet Rizal Identität. Es entwickelte sich ein mystischer Nationalismus, der von einem Weiterleben Rizals im Verborgenen ausgeht (siehe hierzu Foronda 1961, Marasigan 1985). Bonifacio gilt nicht als *ilustrado*. Als Autodidakt gründete er eine geheime revolutionäre Gesellschaft, *Kataastaasang Kagalangalang na Katipunan ng mga Anak ng Bayan* (die höchste und respektierteste Gesellschaft der Kinder des Volkes), kurz *Katipunan*, mit der er die „*indio*“-Massen mobilisieren wollte. Zum Prozess der Heroisierung von Bonifacio vgl. May 1997. Aguinaldo wurde 1899 zum General der Republik der Philippinen erklärt, nachdem er, juristisch abgesegnet, Bonifacio hinrichten hatte lassen. Standard-Werke über die Revolution: Agoncillo 1956, 1960; und die kluge Arbeit von Iletto 1979. Über die *Ilustrado*-amerikanische Kollaboration und ihre Ambiguitäten gibt auch Steinberg (1994: 66-73) einen knappen guten Überblick.

42 Über die öffentlichen Medien wird deren Lebensstil und Lebenswandel weit verbreitet und im Alltagsdiskurs *aller* Filipinos leidenschaftlich verhandelt. Immer wieder verblüfften mich die detailreichen Kenntnisse selbst derer, die sich keine Tageszeitungen leisten konnten.

43 So hat sich z.B. in Zentral-Luzon eine hispanisiert-chinesisch-mestizische Großgrundbesitzer-Klasse etabliert (Larkin 1972).

Während sich also chinesische Mestizen in der spanischen Ägide mit erstaunlichem Erfolg integrieren konnten, veränderte sich dies unter U.S.-amerikanischer Vorherrschaft. Während die amerikanische Kolonialregierung die meisten ökonomischen Restriktionen aufhob, die ehemals die Chinesen in eine politische und soziale Assimilation gedrängt hatten, wurde es gleichzeitig für Chinesen unmöglich, philippinische Bürger zu werden (Weightman 1998). Die Mestizen (also wieder die Kinder philippinischer Mütter und chinesischer Väter) konnten mit 21 Jahren die philippinische Staatsbürgerschaft wählen. Dabei gab es einige Konfusion, denn einige philippinische Frauen wurden bei der Heirat mit einem Chinesen chinesisch.

Exkurs: Die Mestizos

Der Begriff *Mestizo* hat auf den Philippinen keine negative Konnotation. Ganz im Gegenteil, im alltäglichen Schönheitsdiskurs beispielsweise gilt es als äußerst begehrenswert, mestizisch auszusehen (keine schwarzen Haare, helle Haut und eine wohlgeformte *Mestiza*-Nase). Viele meiner Gesprächspartnerinnen betonten, dass der Wunsch nach einem „schönen“ mestizischen Kind nicht unwesentlich zu dem Entschluss beigetragen habe, einen hellhäutigen Mann zu heiraten.

Um die Logik des Neides um und des Begehrens nach „Mestizentum“ zu verstehen, gilt es noch einmal zusammenfassend in Erinnerung zu rufen, dass in der historischen Imagination der *Mestizo*/die *Mestiza* eine privilegierte Position genossen hat, die mit wirtschaftlichem Reichtum und politischem Einfluss verbunden war. Mestizen werden als solche mythologisiert, die sehr nahe an den Quellen der kolonialen Macht stehen (Rafael 1995: 104).

Nicht nur Chinesen, auch Spanier kamen in der Regel ohne Frauen, in der Hoffnung, auf den Philippinen so schnell wie möglich ihr Glück zu machen und dann nach Mexiko oder Spanien zurückzukehren.

„Many Spaniards and Latin Americans, ethnically Caucasian, took up with concubines while living in the Philippines. Some of the foreigners, especially those on the lower levels of the bureaucracy and the military, chose to stay after their tour of duty had ended, marrying into the local gentry and inheriting a level of wealth through their wives' families that they had not known in Spain, Peru, or Mexico“ (Steinberg 1994: 46).

Die einheimischen Frauen, die solch einen „Kaukasier“ heirateten, gewannen an Status und erhöhten durch die aus den Philippinen hinausreichende Verbindung das ökonomische Potential ihrer Familien.

Mit der Herausbildung eines nationalen Bewusstseins, als Folge der ökonomischen (chinesisch-)mestizischen Erstarkung, war sozialer Status nicht durch ethnische Reinheit, Familienstammbäume oder gar Kastenzugehörigkeit determiniert

„It is not surprising, therefore, that the mestizos considered *wealth and consumption to be the only available means by which a social hierarchy could be established*. It did not matter who your parents or grandparents were if you had the funds to join, to

intermarry, and to claim position. *Land ownership* was the tangible symbol of success, and the acquisition of land became one of the central pursuits, especially during the Spanish era when political and government opportunities were severely restricted“ (Steinberg 1994: 48, Hervorhebung A.L.).

Weiterhin erinnert die Position der Mestiza/des Mestizo an das Erbe der *ilustrados*, einer Generation universitäts-gebildeter Nationalisten. José Rizal, ein chinesischer Mestizo, und der spanische Mestizo Manuel Quezon sind zwei der hochgefeierten Helden, die für die Idee einer philippinischen Nation stehen.

„Betwixt and between languages and historical sensibilities, mestizness thus connotes a surplus of meanings as that which conjures the transition from colonial to the national, indeed as the recurring embodiment of that transition“ (Rafael 1995: 105).

Mestiza oder Mestizo zu sein, heißt, die Beziehung und Nähe zu den von außen kommenden Ressourcen der Macht zu kultivieren, ohne jedoch vollkommen von ihnen absorbiert zu werden.

Angesichts der Leidenschaft, mit der auf den Philippinen tägliche Soap-Operas, Tele-Novelas und philippinische Kino-Filme aufgesogen und anschließend je nachdem hämisch, bedauernd, aufgebracht usw. diskutiert werden⁴⁴, scheint mir Rafaels (1995: 119ff.) Gedankengang bemerkenswert. Die Themen der Soaps spielen sich durchweg in der reichen (mestizischen) kosmopolitischen Oberschicht ab, werden von mestizischen Schauspielern und Schauspielerinnen repräsentiert und werden in der taglichen Sprache (eine Mischung aus Englisch und Tagalog) vermittelt.

Rafael nun vergleicht die Position eines Kinouzuschauers im Kontext der neo-kolonialen Philippinen mit den Qualitäten eines Mestizentums. Ständig ginge es darum, wachsam zu sein „to what comes before and outside of oneself“ (ebd.: 105). Dies erzeuge eine kontinuierliche Liminalität – ein Dazwischensein – an den Kreuzungen Spanien und Philippinen, Hollywood und Manila. Kino-Bilder könnten konsumiert werden, ohne selbst gänzlich konsumiert zu werden. Schauen – mit dem Beigeschmack des Neides – biete immer noch den Freiraum, die verschiedenen Idole gegeneinander auszuspielen. Neid werde so zum Standort, von wo aus eine neue Art der Vermittlung (agency) formuliert werden könne. Er berge in sich die Kapazität, sich auf verschiedene Identitäten zu beziehen, verschiedene Ichs für sich in Anspruch zu nehmen.

Mestizen, egal ob chinesisch, spanisch oder amerikanisch, werden auf den Philippinen als Vermittler der Modernität gesehen, ja sie gelten geradezu als die Verkörperungen des Begehrens, modern zu sein (vgl. hierzu auch Cannell 1995 und Johnson 1997).

44 Der Renner von 1997 war zum Beispiel *Mari-Mar*, eine mexikanische *soap opera*, die in den Philippinen begeistert aufgenommen wurde. Fortgang und Probleme wurden mit Leidenschaft in täglichen Tageszeitungskolumnen verhandelt.

„EIN GUTER MANN IST HARTE ARBEIT!“

„Amid the displacements and inequalities characteristic of colonial history, mestizos/as are mythologized as agents of the negation und sublation of the colonial order: the nation state“ (Rafael 1995: 105).

Und weiter:

„It is a sense of the mestiza/o as the subject position from which to speak of the relationship between the colonial and the national, elite and the popular, the outside and the inside as if these pairs were potentially substitutable yet never commensurate to one another. The envy on and for mestizonez thus has to do with its capacity to appear to be part of, yet apart from social hierarchy“ (106).

Koloniale und neo-koloniale U.S.-amerikanische Präsenz

Kurz vor der Jahrhundertwende maßen sich vier Kräfte auf der philippinischen Bühne: der spanische Kolonialismus, der amerikanische Imperialismus, die philippinischen Ilustrados und die philippinischen „Massen“ (vertreten durch *katipunán*, siehe Fußnote 41) und rangen in wechselnden Koalitionen und Konfrontationen um die Macht.⁴⁵ Die amerikanische Kolonial-Ära ging von 1898 bis 1946 und startete mit einem brutalen Krieg gegen die Widerstandsgruppen der Katipunán-Bewegung, die nun von dem betrogenen Aguinaldo angeführt wurden.⁴⁶ Von 1942-1945 war sie außerdem durch eine japanische Schreckensherrschaft unterbrochen.⁴⁷

So erbarmungslos die Amerikaner das Land unterworfen hatten, so planmäßig gingen sie danach an seine „Zivilisierung“. Die amerikanische Kolonisation änderte vieles⁴⁸ und verfolgte die politische und ökonomische Vereinheitlichung der philippinischen Gesellschaft. Die Amerikaner schufen eine Infrastruktur, ein Verwaltungs-, Bildungs- und Gesundheitssystem und prägten die Philippinen nachhaltig nach ihren Vorstellungen und sie stärkten die ökonomische Position der Mestizo-Elite entscheidend. So fiel das kirchliche,

45 Während die US-Amerikaner dem philippinischen General Aguinaldo in ihrem gemeinsamen Kampf gegen die spanische Kolonialherrschaft die philippinische Unabhängigkeit zusicherten, führten sie in der Zwischenzeit mit den belagerten Spaniern Geheimverhandlungen, denen zur Folge die Spanier die Philippinen, zusammen mit Puerto Rico und Guam, der aufsteigenden Weltmacht USA gegen eine Entschädigungssumme von 20 Mio. US\$ überließen.

46 Philippinische Historiker sprechen sogar von einem ersten „Vietnam“-Krieg der Amerikaner (Siebert 1989: 175).

47 Die japanische Beherrschung wird in der philippinischen Bevölkerung aufgrund ihrer Brutalität traumatisierend erinnert. Schockierend vor allem auch die Misshandlungen und Vergewaltigungen an philippinischen Frauen, die erst in neuester Zeit eine öffentliche Sprache gefunden haben und zu politischen Kompensationsverhandlungen geführt haben (siehe hierzu: Hicks 1995, Henson 1996 und die Debatten in der Tagespresse des *Philippine Inquirer*). Heute stellt Japan einen großen Anziehungsmagnet, vor allem auch für philippinische Migrantinnen dar: Cahill 1990, Ballezas 1992, siehe auch die Bibliographie von Yukawa 1996: 140-158 (Schlüsselworte wie *intermarriage migration* und *entertainment migration* dominieren).

48 Zur US-amerikanischen Ära gibt es umfangreiche Literatur. Ich folge zunächst den Ausführungen von Anderson 1995.

inzwischen enteignete Landeigentum in ihre Hände, ebenso wie ihnen ein unbesteuerte Zugang zu den größten Weltmärkten erleichtert wurde. Die politischen Erneuerungen schufen eine solide, sichtbare „nationale Oligarchie“.

„From very early on mestizo cacique understood that these [political] offices, in the right hands, could consolidate their local political fiefdoms. Not unexpectedly, the right hands were those of family and friends. Brothers, uncles, and cousins for the senior posts, sons, and nephews for the junior ones“ (Anderson 1995: 12).

Hier lag der Ursprung der „politischen Dynastien“, aus denen sich die späteren Präsidenten rekurrirten.

Die Absichten der Amerikaner waren relativ deutlich: ihnen ging es um einen kolonialen Anschluss im Vergleich mit den europäischen kolonialen Traditionen⁴⁹, um ein willkommenes Sprungbrett im Pazifik und um neue Absatzmärkte ihrer expandierenden Industrie.

Die auf der Hacienda-Ökonomie basierende Industrialisierung führte im philippinischen Archipel zu extensiven Migrationen, welche sich durch die globale Ausdehnung einer „cash-crop“-Ökonomie nur noch verstärkten. Das bis heute anhaltende Bemühen, die familiären Bande über Entfernungen hinweg aufrechtzuerhalten, war bereits zu dieser Zeit sehr ausgeprägt.

„Despite (or because of) the process of colonialist-controlled industrialization, there was still an excess of labor over wage employment opportunities in the Philippines, as a wage sector employment represented a small proportion in the overall economy. Consequently, the continuing need for subsistence production assumed an even greater importance, which further reinforced the value and significance of the family unit. The resulting insecurity in the larger society provided both the material and non-material bases for the continuing importance of the family“ (del Rosario 1994:180).⁵⁰

Die ökonomische Situation führte also eher zur einer Stärkung der Verwandtschaftsbeziehungen und vergrößerte die Notwendigkeit zu „reisen“ und zu migrieren: von den kleineren Inseln zu den größeren Inseln, vom Land in die Stadt, von erschlossenen Gebieten zu unerschlossenen – und in fremde Länder. Migration wurde ein Lebensstil und eine Überlebensstrategie für die Familien.

Bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts setzte eine starke Migrationsbewegung in die US-Staaten ein, die in der Literatur häufig als „erste Welle“ beschrieben wird. Als „zweite Welle“ wird der „brain drain“ der 1970er Jahre und als „dritte Welle“ der Arbeitsexodus in die Golfstaaten seit dem Ölboom von 1973 bezeichnet (siehe weiter unten).

Die große Gruppe der armen Bauern ohne Land, die als Landarbeiter auf den Plantagen der Grundbesitzer arbeiteten, entweder nur saisonal oder auch über einen größeren Zeitraum als Pächter, migrierten zum Teil auch in großen

49 In Europa teilte man sich gerade den afrikanischen Kontinent auf, Indien und Indonesien war fest in englischer und niederländischer Hand.

50 Zur Genese der politischen Ökonomie der Geschlechterverhältnisse auf den Philippinen siehe auch Eviota 1992.

Wanderarbeitergruppen. Seit 1906 haben solche Filipinos die Philippinen verlassen, um auf den Zuckerplantagen auf Hawaii⁵¹ oder auf den Feldern in Kalifornien⁵² zu arbeiten. Die Arbeitsmigration nach Hawaii war zunächst eine ausschließlich männliche. Erst ab den 1930er Jahren, und vermehrt ab den 1950er, 1960er Jahren folgten Frauen im Zuge einer Familienzusammenführung ihren Männern (Zahlen siehe Teodoro 1984: 35ff.).⁵³

Bereits im Rahmen der „Hawaii-Welle“ fanden Heiratsmigrationen in größerem Ausmaß statt. Es ist durchaus denkbar, dass sie *eine* Vorlage abgegeben haben könnten für die interkulturellen und internationalen Heiratsmigrationen, die sich seit den 1970er und 1980er Jahren verstärkt etabliert haben und bis heute anhalten. In diesem Zusammenhang bildete sich ein spezifisches Heiratsmigrationsmuster heraus: In der Regel suchte ein älterer, philippinischer, auf Hawaii lebender Migrant eine junge philippinische Braut von den Philippinen, die im Gegensatz zu seinem Hintergrund gut ausgebildet und stadtorientiert war. Wie eine solche „*pen-pal-courtship*“ (Brief-Brautwerbung) arrangiert wurde und vonstatten ging, wird sehr eindrücklich beschrieben (und scheint bis zum heutigen Zeitpunkt die Folie für die Praktiken einer Heiratsmigration abzugeben):

„Utilizing his social networks in Hawaii, an older man might approach his compadre, who may have married three or more years before, to inquire whether his wife has a sister, cousin, niece, or other female relative back in the Philippines. After a while, his friend and his wife might bring her relative, a sister, perhaps, to Hawaii on tourist visa [...]“

“[...] a man has gone back to the Philippines for a visit and has married a woman considerably younger than himself. He brings her to Hawaii with him, where she begins to correspond with a friend of her age in Manila. A very close friend of her husband comes by and lets them know he is thinking about getting married, possibly for the second time. The new bride suggests that she and her husband’s friend could write to each other and see if anything romantic develops [...]“ (Anderson/Collier/Pestano 1984: 122ff.).

Nachdem Fotografien ausgetauscht waren, und die junge Frau festgestellt hatte, dass ihr Briefpartner „wenigstens nicht hässlich war“ (ibid.), versäumte er

51 Zur Hawaii-Migration siehe Anderson/Collier/Pestano 1984, Teodoro 1984.

52 40% der gesamten landwirtschaftlichen Arbeitskraft in Kalifornien wurde von Filipinos getragen. Die ersten Migranten kamen über Hawaii nach Kalifornien, später wurde direkt angeworben (CIIR 1987: 34-49).

53 In der Folge dieser veränderten Immigrationspolitik verschob sich das Geschlechterverhältnis auf 1:5 seit den 1930er Jahren (jede fünfte war eine Migrantin). Tatsächlich war die Immigrationspolitik keine familienfreundliche, die Lohnverhältnisse waren viel zu schlecht, um ganze Familien nachkommen zu lassen. Eine anekdotenreiche essayistische Ethnographie berichtet sehr alltagsnah, wie sich (statt dessen) zwischen einem Dorf in Ilocos Norte und ihren verwandten und bekannten Migranten in Hawaii ein bewegtes und dramatisches Netzwerk spinnt, und wie im Kontext der Migration die dörflichen Hierarchien und sozialen Verhältnisse verhandelt werden. „Here we have two important products, emigrants and garlic, and that is why we are rich“ (Griffiths 1988).

es nach Möglichkeit nicht, sein Auto und andere Besitztümer zu erwähnen. Ihre Entscheidung zur (Heirats-) Migration dürfte dadurch sicherlich erleichtert worden sein, neben der Gewissheit – dank einer stattlichen philippinischen *community* in Hawai – nicht in einer vollkommen fremden Welt ankommen zu müssen. War der Mann ernsthaft interessiert, so wurde von ihm erwartet, dass er in das nächste Flugzeug stieg, um persönlich bei ihrer Familie vorzusprechen und überzeugende Gaben zu überreichen. „This pen-pal correspondence, in which the two individuals have been introduced by a mutual friend, is the most common and most trusted method finding spouses [...]“ (ibid.).

Seit den 1940er Jahren migrierten Filipinos auch in andere Länder⁵⁴, ein Prozess, der durch die japanische Invasion vorübergehend gestoppt, und danach wieder aufgenommen wurde.

Als die USA nach Ende des zweiten Weltkrieges und einem Sieg über die Japaner 1945 wieder auf die Philippinen zurückkehrten, erkannten sie zwar formell die Unabhängigkeit der Philippinen an, banden das Land jedoch durch eine Reihe von wirtschaftlichen, politischen und militärischen⁵⁵ Verträgen eng an ihre Interessen.

In den beiden Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg wechselten sich die beiden großen nach amerikanischem Muster entstandenen Parteien in der Regierungsverantwortung ab. Ihre Programme unterschieden sich kaum, gemein-

54 Ähnlich gibt es z.B. auch zu Australien, welches heute zu den favorisierten Zielländern philippinischer Heiratsmigrantinnen zählt, frühe Migrationsbezüge (vgl. auch Yukawa (1996: 132-140). „Traditionelle“ Zielländer früher philippinischer (Nach-Kriegs-)Migrationen waren auch „Britisch Nord Borneo“, Canada, die Niederlande und England.

55 So waren auf den Philippinen bis 1996 US-Militärbasen stationiert, in deren Umfeld sich im übrigen ein institutionalisierter Vergnügungs- und Prostitutions-Industriezweig etablierte. Solche geschaffenen Strukturen wurden auch gezielt zur ökonomischen Entwicklung der Tourismusindustrie eingesetzt, die in den Ländern wie Thailand und Philippinen (aber nicht nur dort) internationale männliche Sex-Touristen anlocken (Leheny 1995, Schlehe 1998, Truong 1990). Philippinische Männer wurden vom U.S.-amerikanischen Militär rekrutiert. Als Mitglieder der U.S.-amerikanischen Armee standen ihnen eine amerikanische Staatsbürgerschaft zu. Angehörigen dieser „naturalisierten“ Filipinos war die problemlose Einreise in die Staaten erlaubt, was u.a. eine sogenannte *war bride*-Migration zur Folge hatte. „Kriegs-Bräute“ wurden in diesem Falle die Frauen der philippinisch-amerikanischen Militärdienstleistenden genannt. Zum Phänomen der „Kriegs-Bräute“ – der „Heiratsmigrantinnen“ von U.S.-amerikanischen Soldaten während und nach dem Zweiten Weltkrieg – siehe Scibetta/Shukert 1988, wo erstmals ein Überblick gegeben wird über die beispiellose Immigration von annähernd einer Million ausländischer Bräute. Das sogenannte „Deutsche-Fräulein-Wunder“, die deutsch-amerikanischen Kriegsbräute, wurde meines Wissens als Phänomen wissenschaftlich kaum bearbeitet (siehe Kleinschmidt 1993). Aufschlussreich wäre beispielsweise ein mediendiskursanalytischer Vergleich des damaligen „deutschen Fräulein-Wunders“ in den amerikanischen Medien und der aktuellen philippinischen Heiratsmigration in den deutschen Medien.

sam war ihre Loyalität gegenüber den USA und der Wille, die Privilegien der herrschenden Oberschicht zu wahren.⁵⁶ Eine solche Politik, getragen von Industrialisierungs- und „Entwicklungs“-programmen, verstärkte die geographischen und sozialen Ungleichheiten auf den Philippinen. Die Polarisierung bezüglich Landbesitz nahm zu. In den 1950er Jahren waren ungefähr zwei Drittel der ländlichen Bevölkerung landlos, mit steigenden Zahlen vor allem in den Gegenden, in denen eine kapitalistische Produktion weiterentwickelt wurde. Begünstigt wurden vor allem US-amerikanische Interessen und die der philippinischen herrschenden Elite, die die Kapital-intensiven, städtischen Industrien kontrollierten (vgl. auch Eviota 1992: 79ff.).

In den frühen 1950er Jahren formierte sich daher eine entschlossene, von Bauern getragene Widerstandsbewegung, die allerdings im Laufe der Dekade mit massiver amerikanischer Unterstützung zerschlagen wurde.⁵⁷ Im Zuge davon transmigrierten Tausende von verarmten Bauern der Insel Luzon (als das Hauptaktionsgebiet der rebellierenden „Huk“) in das ‚leere‘ Mindanao im Süden (wo sie sich bald in einen gewaltsamen – bis in die neueste Zeit anhaltenden – Konflikt mit den lokalen Muslims verstrickten).

All diese Entwicklungen verstärkten die Migrationsbewegungen über die Grenzen der Städte, Provinzen und Regionen hinweg (Smith 1977).⁵⁸

Für die Philippinen ist dabei charakteristisch, dass einer Land-Stadt-Migrationsrichtung eine ebenso ausgeprägte Land-Land-Migrationsrichtung gegenübersteht. So stiegen seit den 1970er Jahren die „*rural-to-rural*“ Migrationen im Vergleich zu „*rural-to-urban*“ Migrationen an, es sind sogar zunehmende Bewegungen von der Stadt zum Land zu beobachten (Perez 1985: 356-57). Ein Typ der „*rural-to-rural*“ Migration (von dicht bevölkerten landwirtschaftlichen Gegenden zu weniger oder dünn besiedelten „*frontier areas*“) brachte viele philippinische Siedler-Familien in den letzten 30 Jahren vor al-

56 U.S.-Orientierung der Elite war ungebrochen. Von der Zeit, als die ersten *pensionados* um einer modernen Erziehung willen in die USA reisten, wurden die Staaten ein kultureller, sozioökonomischer und politischer Magnet, der bis in die neo-imperiale und heutige (post-koloniale) Ära hinein wirkt, und als problematisches Phänomen des „*brain drain*“ in die USA erkannt wird.

57 Bereits während der japanischen Okkupation hatte sich eine von Bauern getragene Guerilla-Bewegung – HUKBALAHAP organisiert, die sich in einer langen Tradition der ländlichen Revolten sah, und auch nach dem japanischen Abzug als kommunistisch tätige Untergrundarmee für eine gerechte Bodenverteilung und gegen die Rückkehr der in die Städte geflohenen Landbesitzer kämpfte. Der Guerillakrieg der „Huk“ stützte sich auf eine breite Basis landloser Pächter und wurde 1954 (unter President Magsaysay) militärisch niedergeschlagen. Als klassischer Text zur HUK-Rebellion gilt die Arbeit von Kerkvliet 1977.

58 Ein gesamtphilippinischer Zensus der 1970er Jahre schlüsselt folgende Zahlen auf: 25% der Gesamtbevölkerung (ohne Altersunterscheidung) wurden als „*lifetime migrants*“ erfasst, die außerhalb ihrer „*municipalities of origin*“ leben, 14% lebten außerhalb ihrer „*regions of origin*“ (Perez 1985 zit. nach Eder 1990).

lem auf die größeren – bis dahin dünn besiedelten – Inseln Mindanao, Palawan und Mindoro.

Die Migration von den ländlichen Dörfern in die wachsenden städtischen Zentren mit neuen expandierenden Beschäftigungsmöglichkeiten – die sogenannte *Land-Stadt-Migration* – ist ein weit verbreitetes und ausgiebig untersuchtes Migrationsmuster.⁵⁹ Die in der Migrationsforschung vorherrschende Vorstellung, MigrantInnen würden ihre ländliche Heimat verlassen, um sich dauerhaft in der Stadt niederzulassen, wird für philippinische Migrationsmuster bereits zu Beginn der 1970er Jahre verworfen. Van den Muijzenberg prägte den Begriff *circo-commuting* (Van den Muijzenberg 1973), um eine oszillierende Bewegung zwischen Land und Stadt zu beschreiben. Damit meinte er nicht das tägliche Pendeln (*commuting*) zu den städtischen Arbeitsmärkten, sondern wiederholte mehrmonatige Pendelbewegungen. Viele Filipinos und Filipinas verbringen einen Teil des Jahres in der ländlichen Provinz, einen anderen Teil in der Stadt, oder in anderen ländlichen Regionen (*saisonale Land-Land-Migration*), wo z.B. auf den Monokulturplantagen (Zucker, Ananas) oder in bestimmten touristischen Zentren saisonale Arbeitsangebote locken (vgl. auch Chant/McIlwaine 1996).⁶⁰

Ein weiteres bemerkenswertes Spezifikum ist, dass die Land-Stadt Migration auf den Philippinen (ähnlich wie in Lateinamerika) bereits seit den 1960er Jahren von Frauen dominiert war (Engracia/Herrin 1984, Eviota/Smith 1984, Trager 1984, Stark/Lauby 1987, Khoo et al. 1984: 1255, siehe hierzu weiter unten „*Women in migration*“).

59 In der ethnologischen Migrationsforschung wuchs das Interesse an diesen Prozessen parallel mit der Ausbildung der sogenannten *peasant studies* und *urban anthropology* (Brettel/deBerjeois 1992: 41-63; Ackermann 1997: 1-28). Einen guten Überblick über philippinische Migrationsstudien gibt eine kommentierte Bibliographie von Perez/Patacsil 1989.

60 In der Migrationsforschung der 1980er Jahre etablierte sich der Begriff der *Zirkulation* oder *Rückkehrmigration* für die Bezeichnung jener Bewegungen, die nicht permanent, sondern in einem reziproken Austausch vollzogen werden und wieder zum Ausgangspunkt zurückkehren (Chapman/Prothero 1983). Während der Begriff der *circular* und/oder *return migration* für längerfristige Bewegungen steht, benennt der Begriff *relay migration* kurzfristige Bewegungen, in die nicht nur einzelne Individuen involviert sind, sondern verschiedene Familienmitglieder miteinbezogen und nachgeholt werden. Die konzeptionelle Öffnung bezüglich der Unbeständigkeit und Vieldeutigkeit von Migrationsbewegungen erweiterte den Blick für familienvernetzte Migrationsentscheidungen, die für den philippinischen Kontext besonders charakteristisch sind (z.B. Findley 1987, Trager 1988, und Kapitel 3 dieser Studie). *Oszillierende* und *Relay-Migrationen* ermöglichen auf jeden Fall dem familiären Haushalt, die Einkommensquellen zu diversifizieren und Risiken zu streuen und/oder zu puffern. Aber auch für die Arbeitgeber ist dieser Migrationstyp in hohem Maße funktional, die Arbeitsrekutierung berechenbar und überschaubar.

Globale Themen und lokale Muster

Die politische Ära des Präsidenten Ferdinand Marcos und seiner Frau Imelda (von 1965-1986) ist unter anderem mit einem Exodus von (Arbeits)Migranten verbunden. Nepotismus und Korruption traten im Staats- und Wirtschaftsleben offen zutage. Auf dem Höhepunkt militanter studentischer Proteste gegen die allseitigen Missstände verhängte Marcos 1972 das Kriegsrecht und sicherte sich eine weitere Amtsperiode und totalitären Herrschaftsanspruch.

„From one point of view, Don Ferdinand can be seen as the Master Cacique or Master Warlord, in that he pushed the destructive logic of the old order to its natural conclusion. In place of dozens of privatized ‚security guards‘, a single privatized National Constabulary; in place of personal armies, a personal Army; instead of a myriad pocket and rotten boroughs, a pocket or rotten country, managed by cronies, hitmen, and flunkies.

But from another viewpoint, he was an original; partly because he was highly intelligent, partly because, like his grotesque wife, he came from the lower fringes of the oligarchy. In any case, he was the first elite Filipino politician who saw the possibilities of reversing the traditional flow of power. [...] [He] understood that in our time wealth serves power, and that the key card is the state. Manila’s Louis Napoleon“ (Anderson 1995: 20).

Seit den 1970er Jahren emigrierten über eine Million Filipinos – die meisten kamen aus einer städtischen „Mittel“-Schicht, die anti-oligarchisch orientiert war – über den Pazifik in die Staaten.⁶¹ Diese zweite Migrationswelle setzte sich vor allem aus gut ausgebildeten Berufstätigen – Ärzte, Zahnärzte, Krankenschwestern, Ingenieure (CIIR 1987: 17) – zusammen.⁶² Die philippinische Mittelschicht in Übersee hartete der Dinge. Es gab nichts, was sie zu einer definitiven Rückkehr ermutigte. Im übrigen pufferten ihre Überweisungen die Devisen-Krise ab, mit der die Regierung konfrontiert war (Anderson 1995: 44). Periodisch kamen sie als *balikbayan*⁶³ nach Hause mit Koffern voll Ge-

61 In Indonesien war das Suharto-Regime weitaus blutiger und repressiver, aber die Emigration war gering. Burma (bis 1963) und Malaysia war „English-educated“, aber die Immigration nach London war gering.

62 Von 1946 bis in die 1960er Jahre waren die meisten Immigranten in die USA Mitglieder der amerikanischen Armee oder Verwandte früherer Migranten. Mit der Abschaffung der „national origin quota in the U.S. Immigration Act of 1965“ folgten nun hochqualifizierte Berufstätige (CIIR 1987: 16-17). Ein vergleichbarer „brain drain“ wurde auch nach Kanada und Australien verzeichnet (Yukawa 1996: 2).

63 *Balikbayan* (wörtl. Heimkehrer) war ein von Präsident Marcos initiiertes Programm, möglichst viele Übersee-Filipinos einzuladen, für die Ferien nach Hause zurückzukehren. Über die Jahre haben sich Regulierungen, Konditionen und Privilegien des Konzeptes nach und nach verändert. Bis heute jedoch sind *Balikbayan* die heißersehten Heimkehrer mit ihren kistenweise „Mitbringeln“ (siehe auch Blanc-Szanton 1996).

schenken und Devisen, für substantielle Investitionen jedoch erschien ihnen das Land zu unsicher.⁶⁴

Die ökonomische Situation auf den Philippinen verschlechterte sich auch in den 1970er und 1980er Jahren zunehmend. Dabei sind drei wichtige globale Zusammenhänge zu nennen, die die philippinische Migrationspolitik dieser Zeit beeinflussten:

1. Das Anwachsen des Ölpreises auf dem Weltmarkt (1973-1974 und noch einmal 1979-1980), wodurch die ölexportierenden Länder des Nahen Ostens große Profite anhäufen konnten. Ihre ehrgeizigen Industrialisierungs- und Wohlfahrtsprogramme konnten sie nicht mit eigenen Arbeitskräften leisten und daher stiegen sie in ein umfangreiches Arbeits-Import-Programm ein.
2. Das Ansteigen der internationalen Zinsraten 1979-1980, welche automatisch die philippinischen Kredit-Zinsen auf US\$ 159 Millionen erhöhten (Constable 1997: 33).
3. Die globale Rezession von 1980-1982, welche den philippinischen Export reduzierte und zu einem drastischen Devisenmangel führte. Die philippinische Regierung unter Präsident Marcos reagierte mit einer forcierten Entwicklung der Tourismusindustrie und vor allem mit einer aktiven Förderung einer „labor export policy“⁶⁵, welche von seinen Nachfolgern fortgesetzt wurde. Was anfangs als „temporary measure“ eingeführt wurde, um Arbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung⁶⁶ zu vermindern und Devisen ins Land zu bringen, wurde eine „permanently temporary“ Politik (Asian Migrant Center 1992: 20, zit. nach Constable 1971: 33). „Migrant labor has grown [...] from being a stop-gap measure [...] to being a vital lifeline for the nation, and thus migrant workers are hailed as the ‘new economic heroes’ of the Philippines“ (ibid.).⁶⁷

64 Die als bewaffnete Kampforganisation der (illegalen) maoistisch-kommunistisch orientierten Partei gegründete New People's Army (NPA – im widerständigen Volksmund bisweilen auch „Nice People around“ genannt) fand seit Anfang der 1970er Jahre in verschiedenen Regionen des Landes immer mehr Zulauf. In den 1970er Jahren hatte die Kommunistische Partei und die NPA – mit ihrem Programm für soziale Gerechtigkeit und eine grundlegende Landreform – die *de facto* Verwaltung in einer Reihe von (entlegenen) Provinzen übernommen, wo über das Einsammeln von „Steuern“ eine Landumverteilung in Angriff genommen wurde (Kessler 1989, Chapman 1987). Bis in die Ramos-Ära verstrickten Regierungs-Armee und NPA das Land in bürgerkriegsähnliche Zustände.

65 „This term implies the earnings of foreign currency for services rendered in the same way that the export of goods involves a return flow of money“ (Abella 1979).

66 In welchem Umfang die „Arbeits-Export-Politik“ tatsächlich Arbeitslosigkeit puffert, ist nicht geklärt. Untersuchungen zeigen, dass vor allem Arbeiter migrieren, die schon erfolgreich angestellt waren, und es im Gegenteil nicht immer einfach ist, diese Stellen adäquat zu besetzen (siehe Goss/Lindquist 1995: 322).

67 Der Helden-Diskurs wurde vor allem auch in der Tagespresse des *Philippine Inquire* inszeniert.

Zwischen 1975 und 1983 migrierten ca. 90% der (gelernten und ungelernten) Vertragsarbeiter (OCV – Overseas Contract Worker) nach Saudi Arabien, Kuwait und die Vereinten Arabischen Emirate. In der Literatur wird von einer dritten Migrationswelle gesprochen, die sich in ihren geographischen, ökonomischen und sozialen Dimensionen von den anderen beiden unterscheidet.⁶⁸ Die erste Migrationsphase in den Nahen Osten war dominiert von männlichen Bauarbeitern. Seit Mitte der 1980er Jahre wuchs der Bedarf im Dienstleistungssektor, was zu einer Feminisierung der Migration in den Nahen Osten führte.

Philippinische Migrationsbewegungen erfuhren also seit den 1970er Jahren eine bis dahin unerreichte Dimension und Zusammensetzung, indem sich „nicht-traditionelle“ Zielregionen erschlossen.⁶⁹ Auch europäische Länder lockten mit ihrem Wirtschaftswachstum philippinische Migranten und Migrantinnen vor allem in den Dienstleistungssektor im Hotelgewerbe, in den Krankenhäusern und in den privaten Haushalten.⁷⁰ Spätestens seit der Golf-Krise diversifizierte man die Arbeitsmärkte und die folgenden Migrationen „exportierten“ vor allem Frauen als „domestic worker“ (DW) in die wohlhabenden Länder Asiens (Süd Korea, Taiwan, Hong Kong⁷¹, Singapur⁷², Malaysia und nach wie vor Japan⁷³) – und verstärkt nach Australien und Europa.

68 Wurde die zweite Migrationswelle als „brain drain“ identifiziert, so ließe sich die dritte eher als „muscle drain“ bezeichnen. Zu den numerischen Dimensionen: Wurden 1979 weniger als 50.000 Filipinos in den Golfländern registriert, so waren es 1983 bereits ungefähr 500.000. Trotz Ölkrise und Golf-Krieg 1991 pendelten sich die Zahlen bei ca. einer halben Million ein (Yukawa 1996: 3; POEA 1990 zit. nach Goss/Lindquist 1995: 336).

69 Waren zu Beginn der 1970er Jahre Japan, Großbritannien und die USA die Hauptziele philippinischer Migranten und Migrantinnen, so wurden in der Folge die Golfstaaten immer bedeutender, aber auch Hongkong, Italien und Spanien.

70 England, Italien und Spanien gehörten zu den ersten europäischen Hauptzielländern, später folgten Griechenland, *Deutschland* und in neuerer Zeit auch die Türkei (siehe Weyland 1997). Nicht selten fungierten katholische Geistliche als anfängliche Migrationsvermittler (del Rosario 1994: 216, Tacoli 1996). Zur Rekrutierung über kirchliche Kanäle siehe auch Hillmann (1996: 129).

71 Hong Kong gehörte zu den frühen Aufnahmeregionen philippinischer „Hausarbeiterinnen“ (domestic workers), die den Frauen in Hong Kong den Einstieg in das Berufsleben ermöglichten. 1994 waren von (legalen) 124.600 ausländischen Hausangestellten 108.400 Filipinas (Constable 1997: 36).

72 Die meisten Filipinos in Singapur sind ebenfalls weibliche Hausangestellte. Nach Wong (1996: 92) lässt sich der philippinische Eintritt in den singapurianischen Hausangestellten-Markt auf die Kontakte zurück führen, die singapurianische männliche Touristen Ende der 1970er Jahre in Manila, dem Ziel männlicher Sex-Touristen, knüpften. „Such men were often self-employed taxi-drivers or hawkers. As small-time businessmen, they saw the opportunity to marry business with pleasure by bringing some girls back with them to Singapore for placement on the domestic labour market“ (ibid.). In den 1980er Jahren wurden diese Pioniere von seriöseren Rekrutierern abgelöst (ibid.: 94ff.).

73 Eine auffällig beständige und problematische Migrationsbewegung ist die asiati-

In den 1990er Jahren war die philippinische Arbeitsmigration weltweit expandiert. Unzählige „Übersee-Arbeits-Programme“ hatten sich in öffentlichen wie auch privaten Sektoren institutionalisiert.⁷⁴

scher (vor allem philippinischer) Frauen in die japanische Vergnügungsindustrie. Philippinische Frauen stellen die größte Gruppe der Unterhalterinnen, die unter der euphemistischen Bezeichnung der Kulturtänzerinnen (*cultural dancer*) in einschlägigen Etablissements auftreten. „What began as a flow of undocumented female entertainers reached such proportions that the Japanese government created a visa category for entertainers, classifying them as skilled workers. In 1994, 52.955 entertainers were deployed to Japan. In addition, undocumented female entertainers still constitute a large number“ (Yukawa 1996: 4, und 140-159).

- 74 Die philippinische Regierung reagierte auf diesen starken Arbeitsexodus durch „regulierende“ Institutionalisierung. Es wurden verschiedene Administrationen geschaffen wie POEA (Philippine Overseas Employment Administration), oder OWWA (Overseas Workers Welfare Administration). Ziel war ursprünglich, ein Monopol über die internationale Arbeitsmigration zu schaffen und private Rekrutierungsagenturen zu unterbinden. Die Überforderung der Bürokratie angesichts der Masse der Migranten und Migrantinnen, der allorts stattfindenden illegalen Rekrutierungen und des Widerstandes etablierter Rekrutierungsagenturen, veranlasste die Regierung, sich auf die Kontrolle der Lizenzierung privater Agenturen zu beschränken. Die Philippinische Regierung organisierte ein Überweisungssystem, das die Überweisungen der FOCWs (Filipino overseas contract workers) in autorisierte Geldbankkanäle zwang, wo ein bestimmter Zinssatz als Steuer gleich abgezogen wird. „For land-based workers, this varies from 50% to 70% of wages, for shipworkers as much as 80%“ !!! (Goss/Lindquist 1995: 340). Solche Institutionen mit den euphemistischen Begriffen wie „welfare“, werden von den „contract worker“ realistisch-trocken als „Geldabzocker“ wahrgenommen: *magaling lang sa pagkuha ng pera namin* – sie sind nur gut, um unser Geld zu nehmen (Guzmann 1993). Und es versteht sich beinahe von selbst, dass Mechanismen entwickelt wurden, die Überweisungen außerhalb des staatskontrollierten Systems zu transferieren. Solche informellen Systeme reichen von *balikbayans* und sonstigen Heimkehrern als Kuriere (gegen eine gewisse „Gebühr“) bis zu anderen *padala* (Rückbring)-Arrangements, wo Agenten das Geld über internationale Banken auf die Philippinen „schicken“ und den Familien auf den Philippinen in Pesos auszahlen.

Im Alltagsdiskurs, der sich auf kunstvoll-folkloristische Weise in den Inschriften auf öffentlichen Jeepneys widerspiegelt, wird z.B. vom *Katas ng Saudi*-Syndrom gesprochen. *Katas* ist ein gepresster Orangensaft. Der Slogan selbst ist mehrdeutig und kann neben den schweißtreibenden, ausbeuterischen Opfern, die OCW's erbringen müssen auch umgekehrt gelesen werden: nämlich dass „Saudi“ wie eine Frucht gepresst wurde, was eine neue Frucht – das Jeepney – wachsen ließ. In der Regel wurden diese Jeepneys von dem in der Emigration hart erwirtschafteten Geld gekauft, um als (weiteres) Standbein im vielfältigen Haushaltseinkommen zu fungieren. Die Erfahrungen der Arbeitsmigranten werden neben anderen Themen wie Liebe und Sex, ökonomischer Erfolg, Titeln von Kino-Filmen, Soap-Operas und populären Songs auf einen öffentlichen knappen Nenner gebracht: *Pawis ng Disyerto* – Schweiß der Wüste, *Anak ng Desierto* –

1995 markierten zwei gesetzliche Regelungen zum Schutze der internationalen Arbeitsmigranten und -migrantinnen einen neuen Moment in der philippinischen Arbeitsmigrationspolitik. Es war dies eine Antwort auf die dramatischen Geschichten von zwei philippinischen Arbeitsmigrantinnen, die in einer bis dahin einzigartigen Weise die philippinische Öffentlichkeit in Wut und Erregung versetzten. Zum einen handelte es sich um das Schicksal der 16-jährigen Sarah Balabagan, die nach einer Vergewaltigung ihren Arbeitgeber in den Vereinigten Emiraten erdolchte. Sie wurde zu Kerkerhaft, dann zur Todesstrafe verurteilt und schließlich, aufgrund vielfältiger Intervention, begnadigt und kehrte als gefeierte Heldin auf die Philippinen zurück. Die philippinische Öffentlichkeit war zu diesem Zeitpunkt durch den dramatischen Ausgang des Falles Flor Contemplacion höchst sensibilisiert. Flor wurde 1995 in Singapur aufgrund eines Indizienprozesses nach einem Doppelmord an einem philippinischen Kindermädchen und dem 5-jährigen Kind, das jene zu betreuen hatte, hingerichtet. Ihr Name steht für das Opfer, das ein Leben in der Fremde abverlangen kann (vgl. Beltran/Rodriguez 1996, „Migration Clipping“ 1995, Torrevillas 1996; sowie eigene Lektüre des *Philippine Daily Inquirer* (Mai–August 1996 und März–April 1997).

„Never in recent memory had the Philippine nation responded with collective anger to the hanging of a domestic helper. Rallies were held, the Singaporean flag was burned by an inflamed ex-policeman. Diplomatic ties between the two countries were ruffled, resulting in the downgrading of the Philippine Embassy in Singapore. [...] The nation believed that Contemplacion was innocent, but that if she was indeed guilty she was not given the best legal protection“ (Torrevillas 1996: 48f.).

Dennoch, selbst auf der Höhe dieser Auseinandersetzungen und der offiziellen Aussetzung der bilateralen Abkommen zwischen der philippinischen und singaporischen Regierung, belegen die Daten eine ungebremsste (illegale) Migration (Wong 1996).⁷⁵ Die Beispiele von Missbrauch und Ausbeutung schrecken nicht grundsätzlich vor Migrationen ab. Es scheint so, als ob in den sensationalisierten Geschichten von Missbrauch artikuliert wird, was an alltäglichen Qualen der Migrations-Arbeit verschwiegen wird. Erzählbar sind die in der Migration erfahrenen beschämenden Demütigungen allenfalls als Abenteuer-Geschichten, die letztendlich wie eine erfolgreiche Odyssee gemeistert wurden (vgl. Margold 1995).

„For migrant workers, departure is not feared. What is dreaded is the end of the economic pilgrimage which, should it be a failure, would consume the returned migrant with personal shame. [...] Hence all the more reason not to divulge the everyday

Kind der Wüste, *Init at Lamig ng Saudi* – Hitze und Kälte in Saudi Arabien, *Homesick vs. Dollar or California Dream* – der Traum vom besseren Leben.

75 „Of the roughly 490.000 Filipino women employed as such, nearly 60% were working overseas illegally. Although the illegal migrants from the Philippines are concentrated in Europe, the next largest concentrations are in Singapore and Japan“ (Gulati 1993: 28, zit. nach Wong 1996: 94).

struggles of overseas employment unless one is resigned irreconcilably to a fate of bad luck“ (Aquilair 1996: 118).

Die meisten setzen jedoch auf die Glückskarte und rechnen mit einer erfolgreichen Migration, wie so viele vor ihnen.

„Many are actually aware of the risks involved in this secular pilgrimage but, drawing on the Filipino’s gambling mentality, they willingly undergo – many via illegal migration – the experience of economic exile to reap its many rewards. Like the ritual that gambling is, the economic journey is a rite of passage in which the labour migrant is neither here nor there, the individual’s beingness somehow suspended until the status of a successful returned OCW is attained“ (Aquilair 1996: 114f.).

Heute sind Filipinos und Filipinas stark in internationale Migrationen involviert, die zu einem großen Teil transnationalen⁷⁶ oder vielmehr multinationalen Charakter tragen. Aktuelle Studien sprechen von multinationalen Familien und Haushalten und von einer „labor-diaspora“ (z.B. Parreñas 2001). Dabei wird Transnationalismus als ein Prozess definiert, in dem die Migranten soziale Felder schaffen, die das Land ihrer Herkunft und das Land ihrer Niederlassung miteinander verbinden. Transmigranten unterhalten vielfältige grenzüberschreitende Beziehungen im familiären, ökonomischen, sozialen, organisatorischen, religiösen und politischen Bereich. Transmigranten handeln, entscheiden, sorgen und identifizieren sich in Netzwerken, die sie an zwei oder mehr Gesellschaften gleichzeitig binden (Glick Schiller et al. 1992: 1-23). Die für die innerphilippinische Migration charakteristische *oszillierende* oder *zirkulierende* Migrationsdynamik gilt also auch für die internationalen und transnationalen Migrationsbewegungen, die in der Regel von längerer Dauer sind, um Risiken und Kosten zu rechtfertigen. Statt eines unidirektionalen und einmaligen Ortswechsels handelt es sich vielmehr um ein Kommen und Gehen, das einen Kreislauf von Menschen, Informationen und Gütern in Gang setzt.

„Kumulative Migrationsprozesse werden dadurch in Gang gesetzt, dass sich stabile familiäre und nicht-familiäre Netzwerke entwickeln, die die Wirtschaftsaktivitäten und die Lebensbedingungen in den Herkunfts- und Ankunftsregionen der Migranten immer stärker miteinander verschränken und dadurch synergetisch und akzelerierend auf die Wanderungsdynamik selbst wirken“ (Pries 1998: 60).

Dieser kursorische Überblick philippinischer (Arbeits-) Migrationswege sollte deren Beschaffenheit und Ausmaß skizzieren. Überall führten sich verändernde Arbeitsanforderungen und neue Arbeitsmärkte zu einer starken Feminisierung philippinischer Migrationswege. Allerdings sind diese Arbeitsmöglichkeiten vorrangig am unteren Ende des Dienstleistungssektors – das sind häusliche Dienstleistung und „Unterhaltung“ (häufig ein euphemistischer Begriff für Prostitution) – angesiedelt.

76 Transnationalismus wird definiert als eine „spatial extension of the local community [...] corresponding to the political, economic, and social ordering of late capitalism“ (Kearney 1991: 52-74) oder als ein „social process in which migrants establish social fields that cross geographic, cultural, and political borders“ (Glick Schiller et al. 1992: ix).

„EIN GUTER MANN IST HARTE ARBEIT!“

Das Phänomen der weiblichen Migration soll daher im folgenden noch einmal gesondert ins Auge gefasst werden.

„*Women in Migration*“

„Verglichen mit Manila ist Singapur so eine reiche und schöne Stadt“, schwärmte Alicia, meine philippinische Nachbarin in Bulacan auf den Philippinen, wenn sie auf Heimaturlaub war. Das beeindruckende Wirtschaftswachstum von Singapur und Hongkong (bis 1998), den kapitalistischen Zentren in Südostasien, der hohe Lebensstandard und die niedrige Arbeitslosenrate wird oft der krisengebeutelten Ökonomie der Philippinen, deren hohen internationalen Verschuldung und Armut gegenübergestellt. Angesichts dieses ökonomischen Gefälles und der beeindruckenden Nachfrage für philippinische „Domestic Worker“ (Wong 1996, Constable 1997) ist es kaum mehr verwunderlich, warum 99% der philippinischen Arbeitsmigration dort von Frauen abgedeckt wird (Tyner 1994).

Zwar migrieren auf den Philippinen Männer und Frauen in ungefähr gleicher Anzahl, hinsichtlich ihrer Beschäftigung in der Migration zeigen sich jedoch deutliche Geschlechterunterschiede, die selbstverständlich mit den Beschäftigungsangeboten in den Zielländern korrelieren. Während im Nahen Osten die philippinischen Männer vor allem im Baugewerbe unterkommen, werden Filipinas im Dienstleistungssektor eben genannter Länder, so wie in vielen Ländern Europas (vgl. Weyland 1997, Hillmann 1996) beschäftigt.

Dass die Kategorie des Geschlechtes in Bezug auf Migration von Bedeutung ist, wurde in der Migrationsforschung der letzten Jahren zunehmend thematisiert. Dabei sind Frauen nicht nur durch eigene Migrationsbewegungen in Migrationsprozesse involviert, sondern häufig sind sie diejenigen, die durch Aufrechterhaltung der heimischen (Subsistenz-) Produktion die Arbeitsmigration eines männlichen Haushaltsmitgliedes ermöglichen und mitragen. Die Entdeckung der Bedeutung weiblicher Migrantinnenarbeit im Zuge der globalisierenden Organisation des kapitalistischen Systems hatte zunächst vor allem die Arbeitskraft von Frauen aus der sogenannten Dritten Welt im Produktionsbereich (vor allem in der Exportproduktion von Textilien und Elektronik) fokussiert (Sassen-Koob 1984; Ong 1987 und Wolf 1992 für den südostasiatischen Kontext). Die von Migrantinnen erbrachte Arbeit ist aber vor allem auch im Dienstleistungssektor, häufig im schlecht bezahlten informellen Sektor (als Hausmädchen, Kindermädchen, Putzfrauen, Köchinnen, Wäscherinnen, Büglerinnen) angesiedelt.

Migrationsbewegungen mit dem Ziel, in einem fremden Haus zu dienen, sind – wenn man in die Geschichte zurückblickt – schon immer weltweit ein Merkmal weiblicher Migration gewesen. Ähnlich wie in der vorindustriellen Zeit in West-Europa, wo die Familien-Ökonomie junge Töchter für den häuslichen Dienst in die Städte schickte⁷⁷, ist eine weiblich dominierte Land-Stadtmigration auf den Philippinen festzustellen.

77 Vgl. Tilly/Scott 1978. Selbst in der rasanten Industrialisierung Englands in den

„For individuals, servanthood was a means of acquiring the material prerequisites for marriage. For the society and economy as a whole, the institution facilitated the systematic transfer of rural labour out of agriculture, either temporarily or permanently, and often the easy recruitment or rural labour into urban employment“ (Smith, Khoo and Go 1984: 17).

In Südost-Asien sind die Philippinen das einzige Land, wo eine „unabhängige“ (d.h. nicht nur männerbegleitende) weibliche Migration in die städtischen Zentren bereits seit den frühen 1960er Jahren in signifikanter Zahl festgestellt wurde (Engracia/Herrin, Eviota/Smith 1984, Pernia 1977: 115, Trager 1984, Thadani 1984, Pazcruz/Paganoni 1989). Die Daten zeigen, dass der größte Proporz migrierender Frauen im Dienstleistungssektor – vor allem als Hausangestellte – beschäftigt ist. Ein Migrationsmuster, das ähnlich auch in Latein-Amerika vorgefunden (Khoo et al. 1984: 1255) und in der Literatur als ein besonders „verwundbares“ Arbeitsfeld beschrieben wird (Constable 1997).

Wie Angebot und Nachfrage auf dem Dienstleistungssektor sich aufeinander beziehen, zeigt Wong (1996) für Singapur und Constable (1997) für Hongkong des 20. Jahrhunderts eindrucksvoll auf. Dass ein solcher Arbeitsmarkt durchaus auch eine Eigendynamik entwickelt, belegen die Daten einer ungebremsten (illegalen) Migration trotz offiziell verordneten Migrationsstops. Eine solche Dynamik entwickelt sich nur aufgrund eines weit verzweigten Migrationsnetzes mit interpersonellen Beziehungen.⁷⁸

1850er Jahren waren 40% der weiblichen Arbeitskraft im häuslichen Dienstleistungsbereich angestellt, gegenüber 22% in der Textilverarbeitung.

78 Die Rekrutierung von internationalen ArbeitsmigrantInnen geschieht auf komplexe vielschichtige – sowohl informelle, wie auch formale Weise. Soziale Netzwerke werden zu Migrationsnetzwerken. Erfolgreiche MigrantInnen versuchen häufig ihre Erfahrungen und praktischen Kenntnisse auch in gewinnbringende Aktivitäten umzusetzen, indem sie Vermittlungsagenten werden. Goss und Lindquist bezeichnen Rekrutierungsagenturen als eine *Migrationsinstitution*: „The migrant institution is a complex articulation of individuals, associations, and organizations which extends the social action of and interaction between these agents and agencies across time and space“ (Goss/Lindquist 1995: 319). Migration wird institutionalisiert, Migrationsnetzwerke werden zu Migrationsinstitutionen, „that articulate, in a nonfunctionalist way, the individual migrant and the global economy, ‘stretching’ social relations across time and space to bring together the potential migrant and the overseas employer“ (ibid. 335). Auf den Philippinen ist die direkte Rekrutierung illegal. Versuche der philippinischen Regierung, die internationale Arbeitsmigration zu monopolisieren, scheiterten an der Ineffektivität der Bürokratie (siehe auch Fußnote 74). Die Kontrolle des Staates beschränkt sich nun auf lizenzierte Rekrutierungsagenturen. Private Agenturen müssen ein Minimum-Kapital (500.000 Pesos) aufweisen, eine Sicherheit hinterlegen (100.000 Pesos) und jährliche Lizenzgebühren bezahlen. Eine solche offizielle Autorisierung erfordert also in der Regel ausreichendes Kapital, gute politische und internationale Kontakte und ein weitreichendes Netzwerk. Die Ausgaben der Agenturen schlagen sich in den zum Teil sehr hohen Vermittlungsgebühren für Migrationswillige nieder. Im lokalen Kontext lassen sich angesichts der notwendigen Voraussetzungen drei Typen von Vermitt-

Die problematischste Kategorie weiblicher Arbeitsmigrantinnen ist die der „Entertainerinnen“ oder „Unterhaltungskünstlerinnen (siehe Fußnote 73) da sie in hohem Maße „verwundbar“ gegen Missbrauch, erzwungene Prostitution und illegale Arbeits- und Aufenthaltsverhältnisse sind, die häufig von einer mächtigen, gut organisierten „trafficking industry“ kontrolliert werden. Seit den 1990er Jahren befassen sich eine Reihe von Studien mit der Unterhaltungsindustrie in Japan und den sozioökonomischen Hintergrund philippinischer Migrantinnen, über Rekrutierungsmethoden, Arbeitsbedingungen und Probleme der Menschenrechte (z.B. Ballecas 1992, 1993, Matsuda 1993, Osteria 1994, Samonte 1994, Beltran/de Dios 1992).

Etwa zeitgleich findet auch eine deutschsprachige Diskussion (vor allem in Medien und engagierten sozialpädagogischen Veröffentlichungen) über den Zusammenhang von Tourismus, Prostitutionstourismus, Frauenhandel und die Ehevermittlung deutsch-asiatischer Ehen statt (agisra 1992, Heine-Wiedemann/Ackermann 1992, Lenz/Ramil-Weiss/Thiemann 1993, Beer 1996).

lern charakterisieren: 1.) Der lokale Patron, meist ein Politiker aus wohlhabender Familie. 2.) Erfolgreiche Migrationsrückkehrer, die in der Gemeinde als nachahmenswerte Vorbilder respektiert werden. und 3.) Professionelle private Rekrutierer, die bereits in Migrationsorganisationen in Manila arbeiten und dieses spezielle Wissen in der Provinz umsetzen (vgl. Goss/Lindquist 1995: 341ff.). Legal ausreisende ArbeitsmigrantInnen können sich durch den Dschungel der philippinischen Bürokratie nicht ohne solche institutionalisierten Vermittlungen durchschlagen, selbst wenn es theoretisch denkbar wäre. Praktisch öffnen sich die erforderlichen Türen nur mittels wissender Agenten. Kopien der nötigen Papiere (Overseas Employment Certificates – OEC, Vertragspapiere mit Agentur und Arbeitgeber) müssen beim *Labor Assistance Center* (LAC), das direkt am internationalen Flughafen etabliert ist, hinterlegt werden. Die Nachfrage nach Arbeitsmigrationen ist jedoch so hoch, dass sich illegale Operationen allemal zu lohnen scheinen. Dabei geraten unzählige Ausreisewillige oft an betrügerische Rekrutierer und werden viel Geld los – häufig ohne Arbeitsvermittlung. Auf der anderen Seite gilt das „direct hiring“ – die Vermittlung über Freundinnen und Verwandte, die bereits im Zielland arbeiten, als sicherer und vertrauensfördernder, persönliche Verbindlichkeit und Bürgschaft wird damit verknüpft. Vermittlung über persönliche Netzwerke versprechen Vertrauen, Reputation und Verlässlichkeit – auch für die zukünftigen Arbeitgeber (vgl. Weyland 1997). Auch wenn über freundschaftliche Beziehungen der Kontakt zu einer „direkten“ Vermittlungsentität hergestellt wurde, heißt dies noch lange nicht, dass den Ausreisenden genaue Informationen zum Reiseverlauf vorliegen (vgl. auch Hillmann 1996: 129ff, Niesner u.a. 1997). Zahlenbeispiel für „legale“, registrierte Rekrutierungsorganisationen von den Philippinen: ungefähr 700 Agenturen, die 1991 allein 701.500 Contractarbeiter lanciert haben. Viele Agenturen arbeiten nur in einem bestimmten Sektor – 307 Agenturen konzentrierten sich ausschließlich auf die Beschäftigung von Frauen als „domestic workers“ oder „entertainers“ (Jiang/Aznam 1992). Für weitere Zahlenbeispiele siehe auch Beltran/de Dios 1992: 43.

Ebenfalls seit den 1990er Jahren haben die „Intermarriages“⁷⁹ philippinischer Frauen vor allem in Australien und Japan einige (wissenschaftliche und medienöffentliche) Beachtung gefunden und zu manchen Kontroversen geführt. Es handelt sich dabei – soweit ich die Literatur überschaue – um Reportagen und Aufsätze, die sich mit dem „Filipina brides problem“ auf diskursanalytische Weise einerseits und soziologisch-demographischer Ausrichtung andererseits auseinandersetzen (z.B. Chuah et al. 1987, Smith and Kaminkas 1992, Iredale 1994, Tan and Davidson 1994, Holt 1996, Brown 1996). Einen soziologischen Vergleich von Filipinas, die mit australischen, japanischen und schweizerischen Männern verheiratet sind, lieferte Cahill (1990). Untersuchungen speziell zu deutsch-philippinischen Ehen sind immer noch rar (vgl. Beer 1996, Niesner u.a. 1997), wobei mir auch zwei Studien philippinischer Wissenschaftlerinnen bekannt sind. Zum einen veröffentlichte die Psychologin Samonte den Aufsatz „Sources of Stress and Coping Mechanism among Filipinas in West Germany and Holland“ (1992), zum anderen liegt eine unveröffentlichte Dissertation „Marital Roles and Marital Stability – A Sociological Study of Filipino-German Marriages“ der Soziologin Lange vor (1993).⁸⁰

All diese Studien befördern zweifellos auf vielfältige Weise die Diskussion um die Heiratsmigration philippinischer Frauen. Sie fokussieren je nach Ausrichtung Einzelaspekte, wobei die Frage nach Ehe-Zufriedenheit und Ehe-

79 Wörtlich übersetzt als „Zwischenheirat“ wird dieser vage Begriff zur Bezeichnung einer Ehe verwendet, wenn es entweder um nationale, religiöse, kulturelle und ‚race‘ Differenzen geht. Außer dem negativ konnotierten Begriff der „Mischehe“ kennt das Deutsche keine all diese Differenzen einschließende Bezeichnung. Zur theoretischen Diskussion von Zwischenheirat (*Intermarriage*, Mischehe, interethnische Ehe u.ä.) siehe auch Kap. 5 und Thode-Arora 1999, Waldis 1998.

80 Als „betroffene“, mit einem deutschen Mann verheiratete Filipina, die sich zudem aufgrund ihres familiären Hintergrundes und ihrer universitären Ausbildung einer bestimmten sozialen Schicht zuordnet, war es ihr ein besonderes Anliegen, dem vorherrschenden Diskurs der „gekauften Prostitutionsbräute“ eine Normalität der zufriedenen Ehefrauen gegenüberzustellen. In ihrem Epilog bekennt sie, dass die Begegnung mit philippinischen Heiratsmigrantinnen sie dazu zwang, soziale Arroganz und Berührungssängste zu hinterfragen. Mit der Zeit begann sie, die „anderen“ Filipinas mit „anderen Augen“ zu betrachten und sie für ihre Überlebensstrategien zu respektieren. „I got rid of the lingering arrogance“, bekennt sie [...] Nowadays, I would smile at any Asian-looking woman and oftentimes, I get a smile back, but sometimes, they would show the same behaviour I exhibited before“ (S. 193). Die philippinische Soziologin del Rosario, die ebenfalls mit einem europäischen Mann verheiratet ist, verfasste eine aufschlussreiche Dissertation zum Phänomen der „Mail-Order Bride Migration“ (del Rosario 1994). Als ich ein paar ihrer Ergebnisse (aus holländischen und englischen Kontexten) mit einigen meiner Gesprächspartnerinnen diskutierte, fielen dennoch kritische Bemerkungen, ob nicht doch die Erfahrungen aus einem bestimmten privilegierten Milieu favorisiert worden seien.

Stabilität und die Probleme in einer „Intermarriage“ im Vordergrund zu stehen scheinen. Die meines Erachtens notwendige Frage nach den *komplexen* Zusammenhängen von Familie, Heirat, Ehe mit den Aspekten von Frauenarbeit (sowohl reproduktive als auch produktive) und Migration in grenzüberschreitenden und *kulturdifferenten* (Ehe-)Kontexten kommt in diesen Studien nicht ausreichend zur Diskussion. Deutlich wird, wie schwierig und letztendlich unergiebig das Auseinanderdividieren von Familie, Ehe und Arbeit in der Herkunfts- wie in der Zielkultur ist, wenn es darum geht, Frauen-Migrationen zu analysieren.

Um die Heiratsmigration mit anderen internationalen migratorischen Bewegungen zusammenzubringen, führt die Historikerin Sinke (1992) das Konzept der sozialen Reproduktion als Grundlage für den internationalen „Heiratsmarkt“ ein. Am Beispiel der Migration deutscher Frauen nach Amerika im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert untersucht sie die Parallelen und Verbindungen des Heiratsmarktes mit dem besser untersuchten internationalen (männlichen) Arbeitsmarkt. Während alleinreisende Migrantinnen in der Forschung hauptsächlich als Arbeitsmigrantinnen untersucht wurden, erinnert sie daran, dass für viele junge deutsche Frauen Amerika ein Ort zum Heiraten und Arbeiten war. Sinke's Diskussion (vor allem anhand von Briefdokumenten) zeigt, wie materielle Überlegungen innerhalb bäuerlicher Familien eine Heiratsentscheidung über die individuellen romantischen Impulse hinaus beeinflussten. Für eine deutsche Immigrantin des späten 19. Jahrhunderts galt die Heirat als definitive Erfüllung eines weiblichen Lebens – ein Diskurs, der auch auf den heutigen Philippinen vorherrscht (del Rosario 1994: 206, siehe auch Kap.4). Sinke's Daten zeigen, dass die Heiratsgesetze in der Heimat rigide waren und in der Folge uneheliche Kinder zur Tagesordnung gehörten. „Regardless of the numbers involved, there was still a stigma attached to illegitimacy that both drove those with „uneheliche Kinder“ from their homeland and pushed others to avoid that fate by improving their economic circumstances in America“ (Sinke 1992: 74). Die Heirat gehörte neben dem Leben als Hausangestellte zu den wenigen ökonomischen Optionen, die sich Frauen erschlossen. Dabei konnten nicht nur Frauen über dem heiratsfähigen Durchschnittsalter, sondern auch Witwen am internationalen Heiratsmarkt teilnehmen. Den Briefen ist zu entnehmen, dass rege weibliche Informationsnetzwerke über „gute“ Ehemänner kursierten, wobei damit weniger die romantische Liebe, sondern eine ökonomische Solidität gemeint war.⁸¹

81 Zum Beispiel schrieb Minnie Decker einer Freundin: „I have to tell you that things are going exceptionally well for me, because I have gotten such a good husband, we live happily and in satisfaction together.“ Decker legte ein Hochzeitsfoto bei, aber keine weitere Information über ihren Ehemann, außer dass er ein Deutscher war und sie ein gutes Geschäft hatten. Sie legte jedoch die Liste all ihrer Hochzeitsgeschenke bei und beschrieb ihre Hauseinrichtung im Detail (Helbich/Kamphoefner/Sommer 1988: 586-587, zit. nach Sinke 1992: 76).

Diese „materielle Litanei“ ist mir aus meiner eigenen Forschung als ein vorherrschender Diskurs vertraut (siehe Kap.5).

Das von Sinke untersuchte Phänomen eines „internationalen Heiratsmarktes“ bietet einige aufschlussreiche Analogien für das Verständnis philippinischer Heiratsmigration an. Die von ihr untersuchten Heiratsmigrationen fanden zwar auf einer internationalen Bühne statt, jedoch handelte es sich selten um „intermarriages“ oder interethnische Ehen, in der Regel heirateten deutsche Migrantinnen bereits migrierte deutsche Männer.

Die „cross-national intermarriage“ etabliert sich als ein modernes Phänomen, das das dramatische Ansteigen internationaler Mobilität seit Mitte des Jahrhunderts reflektiert (Cotrell 1990). Insofern gilt es bei philippinischen Heiratsmigrationen eine wesentliche „intermarriage“-Ebene der interkulturellen Verhandlung und Kommunikation mitzureflektieren und analysieren (siehe hierzu vor allem Kap. 5).

Mein bisheriges Vorgehen war geleitet von dem Anliegen, die Heiratsmigration philippinischer Frauen in einen umfassenden Kontext einzubetten. Unter dem Leitwort der philippinischen Migrationskultur bin ich in einem weiten Bogen verschiedenen Spuren gefolgt und habe einige wichtige Argumentationslinien aufgezeigt. Die Gegenwart – und das Verhandeln kulturelle Identität – erschließt sich aus einem Verständnis der Geschichte. Da bisherige Migrationsstudien eine historische Perspektive beharrlich vernachlässigen, erschien es mir umso dringlicher, über historische ‘Vergegenwärtigungen’ bis hin zu aktuellen Migrationspolitiken einen makro-strukturellen Rahmen zu erarbeiten. Wie in diesem Kontext konkrete Menschen spezifische Migrationsstrategien verhandeln und leben, soll uns nun im weiteren Fortgang beschäftigen.